

# Samenförner.

---

5. Bändchen.



---

C. Brockhaus, Elberfeld.

Baustr. 52.

Druck von H. Neuenrath in Eberfeld.

## Inhalts-Verzeichnis.

	Seite.
Des Dufels Festgeschenk . . . . .	3
Der glückliche Heimgang (mit Bild) . . . . .	28
Die Versuchung (mit Bild) . . . . .	35
Jakob, der kleine schwarze Sklave . . . . .	51
Der Knabe und der Priester . . . . .	60
Die kleine Säerin . . . . .	62
Der Beweis . . . . .	67
Matt, der geisteschwache Knabe (mit Bild) . . . . .	92
Not und Rettung . . . . .	100
Taub und stumm (mit Bild) . . . . .	113
Eine Erzählung vom Großpapa . . . . .	128
Auf der Rhede von Batavia . . . . .	132
Das verlorene Messer (mit Bild) . . . . .	152
„Ich wollte, daß ich dem Samuel ähnlich wäre!“ . . . . .	155
Gott in allen Dingen . . . . .	163





## Des Onkels Festgeschenk.

### 1.

In der Wohnung des Kaufmanns Danker herrschte ein heiteres, fröhliches Leben. Elise, die älteste Tochter, feierte ihr achtzehntes Geburtsfest. Schon am frühen Morgen war sie von ihren Eltern und Geschwistern umarmt, geküßt und mit Blumen bekränzt worden. Selbst die Käfigbewohner, vom goldgelben Kanarienvogel bis zur schneeweißen Turteltaube herab, schienen an der allgemeinen Freude teilzunehmen; denn alle wetteiferten, das Fest durch ihre Musik zu verherrlichen. Vor allem aber war die alte Küchenmagd, wiewohl sie bereits die Sechzig auf dem Rücken hatte, an dem heutigen Tage in ihrem Element und stand vergnügt, mit aufgestreiften Ärmeln, in dem vollen Glanze ihrer Würde vor dem knisternden Herde, mit dem Vornehmen, in der edlen Kochkunst heute etwas Außerordentliches zu leisten.

In allem, was man im Hause des Herrn Danker wahrte, zeigte sich der Wohlstand des Besitzers. Die unermüdet fleißige Hand desselben war reichlich gesegnet worden. In geringem Stande geboren, hatte er es durch Thätigkeit, Sparsamkeit und kaufmännisches Geschick dahin gebracht, daß er jenen großen Laden am Markt kaufen konnte, in welchem er in seiner frühen Jugend als Laufjunge gedient hatte; und vom Morgen bis zum Abend waren die Kunden in Strömen herbeigeeilt, so

daß er nach Jahr und Tag, wie man zu sagen pflegt, sein Schäfchen im Trocknen hatte.

Es müssen indes, wie das Sprichwort sagt, starke Schultern sein, die den Reichtum zu tragen vermögen; und das bewahrheitete sich auch bei unserm Danker. Als Jüngling zeigte er einen stillen, christlichen Sinn, welchen er der Erziehung seiner armen, gottesfürchtigen Eltern verdankte. Er konnte damals keinen Tag ohne Gebet beginnen und keinen ohne Dankagung beschließen. Er hatte den Herrn um zeitlichen Segen gebeten; aber nachdem er diesen in überreichem Maße empfangen hatte, vergaß er, Ihm dafür zu danken und Ihm damit zu dienen. Mit dem Zunehmen des Wohlstandes vermehrte sich auch die Begierde nach größeren Schätzen in der Welt, ein Umstand, der den aufmerksamen Beobachter an den Spruch erinnerte: „Die aber reich werden wollen, fallen in Versuchung und Fallstrick und in viele unvernünftige und schädliche Lüste, welche die Menschen verderben in Verderben und Untergang.“ (1. Tim. 6, 9.)

Dieser Umstand war um so bedauernswürdiger, weil derselbe auch auf die übrigen Glieder des Hauses seinen verderblichen Einfluß ausübte. Besonders aber war dieses bei Elije der Fall. Ihr Geist hatte sich früh entwickelt; aber auch früh hatte sich ihr Herz in den Stricken der Eitelkeit und der Hoffart dieses Lebens gefangen. Sie war der Mugapfel ihres Vaters, besaß eine mehr als gewöhnliche Schönheit und hatte eine feine Erziehung genossen, so daß sie äußerlich weit über den meisten Mädchen ihres Alters stand. Leider wußte sie dieses alles; ihr unverständiger Vater machte selbst in ihrer Gegenwart kein Geheimnis daraus, daß sie die Krone seines Lebens sei, und daß eine glänzende Zukunft

ihrer harre. Wie war es da anders möglich, als daß Eigenliebe, Eitelkeit und Hochmut ungehindert Eingang in das Herz des jungen Mädchens fanden, so daß ihre Seele von Bergen des Glückes und der Freude träumte, die ihr von ferne entgegen lächelten? Ihre lebhafteste Phantasie zauberte ihr die glänzendsten Bilder vor Augen, deren Nichtverwirklichung sie einmal um so schmerzlicher erfahren sollte, je mehr sie sich jetzt denselben mit ganzem Herzen hingab.

So standen die Dinge, als das bereits genannte Geburtsfest der Tochter gefeiert wurde. Die auf weißen Marmor Säulen ruhende Tafeluhr zeigte die Mittagsstunde. Der Tisch war gedeckt, und viele Freunde waren gekommen, um ihrer Teilnahme an der Familienfreude Ausdruck zu geben. Nur Elise, die Königin des Festes, fehlte noch; sie befand sich noch in ihrem Zimmer, um die letzte Hand an ihre Kleidung zu legen. Endlich erschien sie. Sie glich den blühenden Rosen, welche in ihren dunklen Locken glänzten. In einer artigen, liebenswürdigen Weise nahm sie die Glückwünsche der Anwesenden entgegen. Ihr Auge richtete sich jedoch bald auf jenen Teil des Zimmers, wo das mit einem weißen Tuch überdeckte Spiegelschränken stand, in welchem die Festgeschenke der Eltern und Freunde aufgestellt waren. Sobald es der Anstand erlaubte, lenkte sie dorthin ihre Schritte, begleitet von allen Anwesenden. Ein Freudenglanz verklärte beim Public all der Kostbarkeiten ihr schönes Antlitz. Da lag eine goldene Uhr, das Geschenk ihres überglücklichen Vaters, ein goldenes Armband, die Gabe der Mutter, und ein kostbares Ballkleid, die Spende der beiden jüngern Schwestern. Daneben standen einige der neuesten Romane in Prachtbänden, sowie eine Sammlung

## 6

ausgewählter Musikstücke und eine Menge glänzender Sachen, die samt und sonders von den anwesenden Gästen und Freunden als Liebesgaben dargebracht waren. Unter dieser Menge von Gegenständen, die das Auge kaum übersehen konnte, zeigte sich im Hintergrunde etwas, welches sich durch seine Unansehnlichkeit vor allem andern auszeichnete. Es war ein kleines Buch in höchst einfachem Einbände. Neugierig öffnete Elise das unansehnliche Ding; und ein Zug von Geringschätzung spielte um ihre Lippen, als sie auf dem ersten Blatt die Worte las:

„Meiner geliebten Nichte Elise Danker an ihrem achtzehnjährigen Geburtstage zu freundlichem Andenken von ihrem Onkel Heinrich Danker.“ Pred. 12, 1.

Aller Blicke richteten sich auf einen der Umstehenden, der in seinem einfachen Anzuge ebenso wenig in den glänzenden Kreis zu passen schien, wie das unansehnliche Buch in die Reihe der blinkenden Prachtbände.

„Willst Du den Spruch in Pred. 12, 1 einmal nachschlagen?“ fragte der sonderbare Onkel.

Eine Purpurröte färbte die Wangen der jungen Dame; denn sie erkannte jetzt, daß sie eine Bibel in der Hand hielt. Indes gab sie sich Mühe, die angeführte Schriftstelle zu suchen, wußte aber nicht, ob sie im Alten oder im Neuen Testament zu finden sei. Wie konnte man es auch dem fein erzogenen Kinde zumuten, in der Bibel zu Hause zu sein? Der gute Onkel Heinrich rettete sie endlich aus dieser Verlegenheit, indem er die bezeichnete Stelle aufschlug und die Worte vorlas:

„Gedenke deines Schöpfers in den Tagen deiner Jugend, ehe denn die Tage des Uebels



kommen und die Jahre herannahen, von denen du sagen wirst: Ich habe keinen Gefallen daran."

„Siehe, Elise,“ fügte er hinzu, „Gold und Silber habe ich nicht, wie Du weißt; dieses Buch aber ist ein Schatz, wertvoller als alle Edelsteine der ganzen Welt, wiewohl man ihn für wenige Groschen haben kann. Denn die Welt vergeht mit ihrer Lust; aber das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit, und wer sein Vertrauen darauf setzt, wird nicht zu Schanden werden. Ich meinte daher, Dir keine bessere Gabe anbieten zu können. Du stehst auf dem Punkte, in eine Welt zu treten, die voll Trug und Sünde ist; und nur das Wort Gottes in Deinem Herzen kann Dich bewahren. Ich hoffe daher, daß Du meine geringe Gabe nicht verschmähen wirst.“

„O nein, Onkel; ich bin Dir vielmehr dankbar,“ flüsterte Elise.

„Und willst Du mir auch versprechen, in diesem Buche fleißig zu lesen?“ fragte der Onkel, einen ernsten Blick auf die Nichte werfend. „Willst Du jeden Tag darin lesen, auch wenn es nur ein kurzer Abschnitt ist? Willst Du mir das versprechen, mein Kind?“

„Ach, Heinrich,“ fiel sein Bruder, Elisens Vater, etwas ungeduldig ein, „quäle doch das Kind in dieser frohen Stunde nicht mit solchen Versprechungen. Laß ihr die Freiheit; ein gezwungenes Bibellese hat ja doch keinen Wert.“

„Das finde ich auch,“ bestätigte die Mutter mit einem bösen Seitenblick auf den Onkel. „Mein guter Schwager meint, daß ein junges Mädchen just so leben müsse wie er. Alles zu seiner Zeit; heute müssen wir fröhlich sein. Eine solche Unterhaltung langweilt mich stets.“

Sich abwendend, nötigte sie die Gäste Platz zu nehmen, und machte dadurch der Verlegenheit vieler ein Ende. Vor allen aber freute sich Elise; denn nun war sie der Notwendigkeit überhoben, ein ihr unangenehmes Versprechen geben zu müssen. Sie legte die Bibel auf ihren Platz zurück, paßte sich das Armband an, bejah freudigen Blickes die hübsche Uhr und fühlte sich bald wieder in der fröhlichsten Laune.

Wir wollen uns indes um das, was in der Gesellschaft vorging, nicht weiter bekümmern. Man aß und trank; man plauderte über den Ball am vorgestrigen Abend, über das Konzert in der vergangenen Woche, über das Schauspiel, welches morgen gegeben werden sollte; man lachte und spottete über diesen und jenen, der nicht anwesend war — kurzum, man trieb es, wie man's überall treibt, wo man bei besetzter Tafel und vollem Glase das Elend dieser Welt auf kurze Augenblicke zu vergessen trachtet. Der Onkel fühlte sich hier durchaus nicht zu Hause und griff nach Beendigung des Festmahles sofort nach Stock und Hut. Niemand forderte ihn zu längerem Verweilen auf; und als er sich entfernt hatte, zeigte sich auf den Gesichtern vieler ein Ausdruck, der zwischen Spott und Mitleid die Mitte hielt; und mit einem tiefen Seufzer bemerkte der Hausherr:

„Ach! mein armer Bruder kann sich nun einmal in der Welt nicht zurechtfinden.“

Doch der Onkel kümmerte sich weder um die verächtlichen Blicke der Gäste, noch um die Seufzer seines reichen Bruders, sondern schritt ruhig und zufrieden seiner Wohnung zu. Seit langen Jahren war er Buchhalter in einem der bedeutendsten Handelshäuser der Stadt. Er hatte es also in der Welt nicht so weit ge-

bracht wie sein jüngerer Bruder. Dennoch war er reicher, viel reicher als dieser. Er hatte schon früh die Ermahnung des Herrn verstanden: „Was wird es einem Menschen nützen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber seine Seele einbüßte?“ Als verlornen Sünder hatte er Jesum gesucht und durch den Glauben an den Sohn Gottes Frieden mit Gott gefunden. Er hatte ein Einkommen, das groß genug war, um bei seiner einfachen Lebensweise noch manchen Armen kleiden und speisen zu können. Das Emporkommen seines Bruders und das weltliche Treiben, welches sich mehr und mehr in dessen Hause einbürgerte, machten ihn um dessen Schicksal besorgt. Anfänglich hatte er ihn mit liebevollem Ernst gewarnt; aber nicht nur war sein Bemühen fruchtlos geblieben, sondern es hatte ihm sogar den Unwillen seines Bruders und den bitteren Haß des Weibes desselben eingebracht. Man hatte ihn des Neides und der Mißgunst beschuldigt und ihm vorgeworfen, daß er nicht mit der Zeit vorangeschritten sei; und dieses hatte endlich zur Folge, daß die Herzen der beiden Brüder mehr und mehr entfremdet wurden. Der Dufel mied endlich ganz das Haus des Bruders, in welchem er sich so fremd und zurückgestoßen fühlte. An dem Geburtstfeste der jungen Nichte hatte er jedoch nicht zurückbleiben können. Er hing mit einer ganz besonderen Liebe an diesem Kinde. Und obwohl der Empfang ein kalter gewesen war und seine Gabe eben nicht die freundlichste Aufnahme gefunden hatte, so richtete er dennoch auf dem Heimwege sein Auge zuversichtlich nach oben, wo ein barmherziger und mächtiger Gott, der das Licht aus der Finsternis hervorzurufen vermag, Seinen erhabenen Wohnsitz hat.

Im Hause des reichen Bruders aber steigerte sich

die Fröhlichkeit. Bis über die Mitternachtsstunde hinaus wurde musiciert und getanzt. Elise war der Mittelpunkt des Festes; sie fühlte sich überglücklich; und ihre tanzenden Füße schienen kaum den Boden zu berühren. Sie hatte den Onkel Heinrich und sein wunderliches Geschenk längst vergessen. Doch dieser vermochte das Bild des ihm so teuren Kindes nicht aus seinem Herzen zu verbannen; und während sie, hingerissen von wilder, ungezügelter Lust, den Becher weltlicher Zerstreungen mit wachsender Begierde schlürfte, lag er daheim auf seinen Knien und flehte für ihre unsterbliche Seele.

## 2.

Etliche Tage später finden wir Elise in ihrem Zimmer beschäftigt, ihre Bücher in Ordnung zu bringen. Für den neuen Zuwachs, den ihr der Geburtstag gebracht hatte, war kein Platz mehr vorhanden; und lange beschäftigte sie sich mit der Frage, welchen von den alten Büchern sie den Abschied geben sollte. Da fiel ihr plötzlich das Geschenk von Onkel Heinrich in die Hände; und zugleich erinnerte sie sich der an sie gerichteten Aufforderung, fleißigen Gebrauch von demselben zu machen. Was nun mit dem Buche beginnen? Es stiegen allerlei ernste Gedanken in ihr auf.

„Nein,“ murmelte sie in sich hinein, „unmöglich kann ich jeden Tag darin lesen. Zuweilen freilich würde es nicht schaden.“

Bei diesen Worten ließ sie sich auf dem weichen Polster ihres Sophas nieder; und das Buch öffnend, fielen ihre Blicke auf die Stelle:

„Denn wir müssen alle geoffenbart werden vor dem Richterstuhl des Christus, auf daß ein

jeder empfangen, was er in dem Leibe gethan, nach dem er gehandelt hat, es sei Gutes oder Böses.“ (2. Kor. 5, 10.)

„Das ist schrecklich ernst,“ fügte sie, die Stirn in Falten legend, hinzu. „Thue ich denn viel Gutes? Vielleicht verstehe ich die Worte nicht. Papa sagt ja auch, daß die Bibel ein unverständliches Buch sei, und dazu bin ich noch zu jung, um Gutes thun zu können. Ich bin noch, wie Papa sagt, in einem Alter, wo man das Leben genießen muß. Später werde ich den Armen viel geben und so fromm sein, wie es nur möglich ist.“

Gleichgültig blätterte sie hin und her, bis endlich wieder ihre Aufmerksamkeit gefesselt wurde durch die Worte:

„Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend, und laß dein Herz sich ergößen in den Tagen deiner Jugend, und wandle in den Wegen deines Herzens und in dem Anschauen deiner Augen; doch wisse, daß über dies alles Gott dich ins Gericht bringen wird.“ (Pred. 11, 9.)

„Wunderbar!“ murmelte sie wieder. „Das Erste klingt so schön; aber dann kommt wieder das Gericht. Ist das nicht ein Widerspruch? Wie kann sich jemand in den Tagen seiner Jugend freuen und den Vergnügungen nachleben, wenn er dabei ans Gericht denken soll? Nein, das fasse ich nicht: ich will lieber hinten im Buche etwas lesen: vielleicht kann ich das besser begreifen. Und was las sie jetzt:

„Liebet nicht die Welt, noch was in der Welt ist. Wenn jemand die Welt liebt, so ist die Liebe des Vaters nicht in ihm; denn alles, was in der Welt ist, die Lust des Fleisches und die Lust der

Augen und der Hochmut des Lebens, ist nicht von dem Vater, sondern ist von der Welt.“ (1. Joh. 2, 15. 16.)

Doch auch diese Worte waren nicht imstande, sie mit der Bibel auszuöhnen. Sie fühlte zwar die Schärfe des zweischneidigen Schwertes Gottes, denn ihr Gewissen bezeugte ihr, daß sie die Welt sehr liebe, und daß ihr Herz nach der Lust der Augen und nach dem Hochmut des Lebens begehre; allein sie war nicht aufrichtig genug, um dieses vor sich selbst einzugestehen. Sie blätterte hastig zurück, bis ihr Auge auf die Stelle fiel:

„Freuet euch allezeit; betet unablässig; dank-  
saget in allem, denn dies ist der Wille Gottes  
in Christo Jesu gegen euch.“ (1. Theß. 5, 16—18.)

„Mama hat recht,“ brummte sie, das Buch von sich schleudernd, „wenn sie meint, daß die Bibel kein passender Lesestoff für junge Mädchen sei. Wer könnte denn unablässig beten und sich dabei allezeit freuen? Das ist unmöglich. Ich würde nie wieder ein fröhliches Stündchen haben, wenn ich so fromm sein wollte. Das überlasse ich dem Dufel Heinrich; aber solch ein junges Ding, wie ich -- nein, ich bedanke mich bestens.“

Noch eine Weile blieb sie in tiefes Nachsinnen versunken. Dann aber erhob sie sich, weil ihre Uhr schon die sechste Stunde anzeigte. Es war die höchste Zeit sich anzukleiden; denn um halb acht sollte sie mit dem Vater ins Theater gehen. Flugs wurden die Bücher geordnet. Für die Bibel gab's keinen Platz im Bücherschranke. Das Buch in seinem unscheinbaren Gewande würde sich auch neben den Prachtbänden mit goldenem Schnitt gar schlecht ausgenommen haben. Endlich war alles in Ordnung. Der Kluzug wurde ausgewählt, und bald stand

das freudestrahlende Mädchen in ihrem besten Bus vor dem harrenden Vater.

Wir wollen sie indes nicht ins Theater begleiten, sondern noch ein wenig in ihrem Zimmer zurückbleiben. Kaum hatte sie dasselbe verlassen, als Mentor, der Budel, mit großer Eile die Treppe heraufsprang. Er war noch ein Neuling im Hause, jedoch wegen seiner lustigen Sprünge der Liebling aller. Nur Herr Anorr, der alte, schwarze Kater, mochte den Eindringling durchaus nicht leiden; und dieser Umstand hatte zwischen beiden mehrere Male heftige Auftritte hervorgerufen. Auch jetzt hatte gerade ein wütendes Scharmügel stattgefunden. Mentor zerarbeitete nämlich seit einer halben Stunde einen Knochen mit seinen Zähnen, kam damit aber seinem Todfeinde ein wenig zu nahe; und dieser, der schon lange sein neidisches Auge auf das duftende Spielzeug gerichtet hatte, hob sein scharfes Pfötchen, erlauschte den passenden Augenblick und bemächtigte sich des Knochens. Der gute Mentor hatte indes zu vernünftige Begriffe über das Mein und Dein, als daß er sich so leichten Kaufes die Beute hätte entreißen lassen wollen. Die Wiedererlangung derselben hatte aber keine Schwierigkeiten; denn das Pfötchen war wieder drohend gehoben; der Rücken schwoh zu einem Ballen an, und ein solch bedeutungsvolles Zischen, Snurren und Fauchen ward vernehmbar, daß Mentor den Entschluß faßte, die Sache nicht zu übereilen. In großem Bogen umkreiste er den zornsprühenden Gegner. Allein der streitlustige Herr Anorr flog heftig und unversehens auf ihn zu, machte einen Griff mit der rechten Klaue nach den Augen Mentors, so daß dieser die Folgen davon sein Lebenlang verspürt haben würde, wenn er nicht in gewaltigen Sprüngen

Reißaus genommen und erst in dem Zimmer Elifens, dessen Thüre offen stand, Zuflucht und Schutz gesucht hätte. Vielleicht dachte er hier, gleich seiner Herrin sich der Tage seiner Jugend zu freuen; denn wie er vor etlichen Tagen aus Kurzweil den Hut Elifens sich zum Spielzeug gewählt und die Schärfe seiner Zähne daran erprobt hatte, so überlegte er, welchem Gegenstande jetzt der erste Anfall gelten sollte. Ein zweiter Hut war nicht zur Hand. Als er aber die umherliegenden Bücher in seiner Weise beschnüffelte, als wollte er sich mit dem Inhalt derselben vertraut machen, schien er eine besondere Vorliebe für des Onkels Bibel zu fühlen, um daran die Geschicklichkeit seiner Zähne zu erproben. Er schleuderte das Buch bald links, bald rechts, schüttelte es kräftig durcheinander, warf sich dann der Länge nach auf den Teppich und begann das Vernichtungswerk mit dem ihm eignen Eifer. Da indes der Umschlag wider Erwarten seinen stürmischen Angriffen hartnäckigen Widerstand bot, so mußten die ersten Blätter dafür büßen. Und nun war binnen zehn Minuten das Buch aus Hand und Band. Die Stücke des Alten Testaments flogen im Zimmer umher; und ohne Zweifel würde das Neue demselben Verhängnis anheimgefallen sein, wenn nicht gerade in diesem Augenblick das Dienstmädchen das Zimmer betreten und das Vernichtungswerk verhindert hätte. Der überraschte Mentor wartete unterdessen ihm zugedachten Fußtritt nicht ab, noch lauichte er auf die Scheltworte, die sich stromweise über die Rippen des Mädchens ergossen, sondern schlüpfte spornstreichs aus dem Zimmer, um sich draußen ein anderes Spielzeug zu suchen, während er es der Störerin seiner Freude überließ, die umhergestreuten Blätter wieder zusammen zu suchen.



Als Elise spät abends aus dem Theater zurückkehrte, und den Unfall vernahm, that sie — ich muß ihr das zur Ehre nachsagen — sehr zornig gegen ihren Liebling, der sie um das geschätzte Geschenk ihres Onkels gebracht hatte. Jedoch wollte diesmal, wie das sonst bei andern Verlusten stets der Fall war, durchaus keine Thräne fließen. Was das zu bedeuten hatte, mag der junge Leser selbst beurteilen. Selbstredend konnte sie von dem Buche fortan keinen Gebrauch mehr machen; die Stücke wanderten in den Papierkorb und verschwanden bald aus dem Zimmer. Sich eine neue Bibel zu kaufen, fiel ihr nicht ein; und so war sie außer Stande, der Aufforderung ihres guten Onkels, täglich einen Abschnitt zu lesen, nachkommen zu können.

## 3.

Wie verschieden ist doch das Loos der Menschen hienieden! Hier die äußerste Armut, dort der glänzendste Reichtum; hier Mangel, dort Ueberfluß. Gott hat beide gemacht, die Armen wie die Reichen, und nicht selten wird Er dort am meisten gepriesen, wo die irdischen Güter am wenigsten ihren Sammelplatz haben. Dies war indes nicht der Fall in jener Wohnung, in welche wir jetzt den Leser zu leiten gedenken. Es war eine elende Hütte, die in einer der engsten Straßen der Stadt ihren Platz hatte, wo die Sonnenstrahlen nur einzelne Augenblicke während des ganzen Tages zu verweilen vermochten. Nicht ohne Grund nannte der Volksmund diese Straße die „Elendsgasse“; denn alles Elend unter dem Himmel schien hier zusammengehäuft zu sein. Hier hausten die Orgeldreher, die Harfenistinnen, die Schubpuzer, die Bettelweiber, die Lumpen- und Knochenjämmler und

andere Leute, die eine noch weniger ehrliche Hantierung trieben. Hier lag der Kot schubhoch über den Pflastersteinen; hier wurden Gassenlieder gesungen und die Gläser geleert, wenn es etwas zu trinken gab, oder am Hungertuche genagt, wenn nichts zu beißen und zu brechen war.

Einem Menschen von irgendwelchem Ansehen kam es nie in den Sinn, diese Jammergasse zu betreten. Was hätte er dort auch suchen sollen? War man doch stets in Gefahr, handbreite Schmutzflecken oder wegen der verpesteten Luft gar eine Krankheit mit nach Hause zu bringen; nicht einmal des Ungeziefers, dessen Bissen und Stichen man sich aussetzte, und des Bettelns und Stehlens zu gedenken, die hier zu den gewöhnlichsten Erscheinungen gehörten. Wenigstens war dem Besucher die Ekstase für den ganzen Tag, und die Neigung zu einem zweiten Besuche für alle Zeiten vergangen. Nur die Polizei erschien von Zeit zu Zeit, um ein paar Fechthähne auseinander zu reißen, die sich gerade in den Haaren lagen und deren lautes Toben bis in die angrenzenden Straßen drang, oder um diesen oder jenen wegen eines Diebstahls oder eines anderen Vergehens gegen die menschliche Ordnung abzufassen und einzusperrern. Ich kann es daher meinen Lesern nicht verübeln, wenn sie sich beim Betreten der Elendsgasse ein wenig sträuben. Doch wir machen diesen Besuch am Abend, und da sieht uns ja kein Mensch.

In einer dieser Hütten finden wir eine Frau, die auf der mit Steinen bepflasterten Flur Platz genommen hat. Eine beschmutzte Haube gestattet nur einzelnen grauen, spärlichen Haarbüscheln ans Tageslicht zu treten. Zu ihrer rechten Seite steht auf einem wackligen Tische eine starkbesudelte Thranlampe, die ein mattes

Licht und zugleich einen dicken Qualm um sich her verbreitet. Zu ihrer Linken steht ein geräumiger Korb, der bereits das eine Ohr eingebüßt hat, und aus welchem sie alte Lumpen, zerrissenes Papier und anderes Gerümpel hervorholt, das sie, die Brille auf der Nasenspitze, Stück für Stück auseinander pflückt, mit prüfenden Blicken mustert und dann den verschiedenen Haufen beifügt, die wie eine bunte Hügelreihe die eifige Alte umringen. Wer könnte nicht die alte Trine? Alt und Jung in der Nachbarschaft weiß etwas von ihr zu erzählen. Nach ihrer Meinung war sie eine Fünfszigerin; sicher wußte sie es nicht. Solche Art Menschen zählen ihre Jahre nicht; sie leben in den Tag hinein. Indes hatte sie in den fünfzig Jahren mehr erfahren, als uns mitzuteilen erlaubt ist. Von unbemittelten Eltern auf dem Lande geboren, hatte sie, den Kinderschuhen entwachsen, in der Stadt einen Dienst gefunden. Unerfahren und ohne Aufsicht geriet sie hier in schlechte Hände, wurde leichtsinnig, unehrlich, war zuweilen herrenlos und —. Genuß, jetzt hatte sie ein Leben voller Sünden und Laster hinter sich und einen Haufen Lumpen vor sich. Aus der menschlichen Gesellschaft, die auf äußerliche Ehrbarkeit Anspruch macht, verstoßen, mußte sie ihr elendes Dasein durch das Einsammeln dessen zu fristen suchen, was die Menschen als unbrauchbar auf die Gasse werfen; und so glich sie fast auf ein Haar den Lumpen und Knochen, von denen sie umlagert war, und nach denen von seiten des Papierfabrikanten und des Knochenmüllers noch Nachfrage geschah, während sich niemand um die schmutzige Alte selbst und ihre Tochter kümmerte.

In diesem Augenblicke schien sie alle ihre Gedanken auf ihre Arbeit gerichtet zu haben. Die Sortierung schien

nicht zu ihrer Zufriedenheit auszufallen; denn ihre Stirn zeigte gewitterschwere Falten, während ihre abgemagerten Finger ununterbrochen in dem Korbe wühlten.

„Hm! Das ist wieder ein mageres Ferkel, Trudel,“ brummte sie ihrer etwa vierzehnjährigen Tochter zu, die in einem Winkel auf einem Haufen Lumpen Platz genommen hatte. „An bunten Fexen fehlt's nicht, aber fast kein weißes Lappchen läßt sich sehen. Wirklich, heutzutage sieht's jämmerlich aus, das muß ich gestehen. Ist's doch, als ob alles Weiße aus der Welt ausgewandert sei.“

„Vielleicht halten die Leute die weißen Lumpen zurück, um sie zum Flicken zu verwenden,“ erwiderte das Mädchen gähmend.

„Ach! Du sprichst, wie Du's verstehst,“ murmelte die Alte. „Meinst Du, die reichen Leute trügen geflickte Kleider? Nein, aber die Mägde raffen das weiße Zeug in ihren Sack, so ist's! Sie lösen sich selbst Geld dafür, um sich neumodische Spitzen und Bänder einkaufen zu können. Das hab' ich während meiner Dienstzeit nimmer gethan. Heutzutage sorgt jeder nur für sich, mag das arme Volk auch Hungers sterben.“

„Aber für das bunte Zeug lösen wir doch auch ein gutes Stück Geld,“ meinte Trudel.

„Du bist und bleibst eine dumme Gans,“ eiferte die Alte. „Wie, ein gutes Stück Geld? Das Pfund gilt nur drei Pfennig, und damit füll' einmal Deinen Magen. Für die weißen Lumpen zahlt man noch das Doppelte, und sie sind dazu noch um ein gut Teil schwerer. Früher gab der Jude Nathan sogar sieben Pfennig; aber jetzt sind die Preise heruntergegangen, wie bei den Knochen, die nur zwei Pfennig gelten. Eine Schande ist's! Der

Jude wird reich dabei, und wir müssen Hunger leiden. Aber — was ist denn das?“

Mit diesen Worten zog sie ein zerrissenes Buch aus dem Korbe hervor; und beide musterten es mit neugierigen Blicken.

„Ach, Mutter!“ rief die Tochter heitern Blickes: „Es sitzt Gold daran. Das ist ein — —.“

„Unfinn!“ brauste die Alte auf. „Gold? Ja, am Rande der Blätter. Kannst Du was daraus machen? Aber was für ein Buch mag das sein? Ob es die Ratten so arg zugerichtet haben? Nun, es könnte nicht schaden, wenn die Reichen auch ein wenig vom Ungeziefer geplagt würden.“

„Wo mag das Ding herkommen?“ fragte Trudel.

„Weiß ich's?“ schnarrte die Alte. „Wer kümmert sich darum? Vielleicht habe ich's bei dem reichen Kaufmann am Markte eingehandelt. Ja, dort war's, wie ich glaube. Denn der Papierkorb, den mir die Magd in den Korb ausschüttete, war mit Papierschnitzeln so vollgepfropft, daß ich's kaum von der Stelle schaffen konnte. Um! ein Bilderbuch ist's nicht. Doch halt, jetzt weiß ich's; es ist ein Stück von einer Bibel. Ja, siehe, da steht „Matthäus“, und hier hinten steht „Amen“; und ich weiß noch von alters her, daß „Matthäus“ und „Amen“ in der Bibel stehen. Es ist doch ein gut Ding, wenn man lesen kann.“

„Was ist denn eine Bibel?“ fragte das Mädchen aufstehend, um das Buch näher in Augenschein zu nehmen.

„Was eine Bibel ist?“ fragte die Alte zurück. „Du Dummkopf! Eine Bibel ist eine Bibel; weißt Du das noch nicht? Daraus predigen die Pfarrer und

trauen und taufen daraus; und darin steht „Matthäus“ und „Amen“. Siehst Du? das ist eine Bibel; jedermann weiß das.“

Man sah es dem Mädchen an, daß sie nach dieser Erklärung nicht um ein Haar weiter gekommen war; jedoch wagte sie nicht weiter nachzuforschen. Die Alte aber hob nach einer kurzen Pause in kläglichem Tone wieder an:

„Was soll ich mit dem Dinge machen? Thue ich's zum Scheuerpapier, dann bringt es mir höchstens einen Pfennig ein. Besser wird's sein, wenn ich's dem Bücherjuden zum Verkauf anbiete, der mir vielleicht einen Groschen dafür zahlt. Der Einband allein ist mehr wert. Da, Trudel, lege das Buch beiseite; aber vorsichtig, verstehst Du? — damit es die Ratten nicht ganz zernagen. Hernach will ich überlegen, was damit anzufangen ist.“

Damit beendigte sie ihre Arbeit, packte ihre Lumpen zusammen und eilte damit zu Nathan, dem Juden. Lange zankte sie mit diesem über sein zu leichtes Gewicht, nannte ihn einen Erz-Betrüger, der den Armen das Mark aus den Knochen sauge, kaufte dann ein Lot Kaffee und ein halbes Laib Brot und kehrte in ihre armjelige Hütte zurück, um nach kargem Mahle das Strohlager zu suchen und am folgenden Morgen ihr Geschäft fortzusetzen.

## 4.

Es giebt nichts Bleibendes unter der Sonne; — das mußte auch Elise Danker erfahren. Ihr Vater, trunken in seinem Glück, und voll Begierde, seinen Reichtum zu vermehren, hatte sich in gewagte Unternehmungen eingelassen, wodurch er den größten Teil seines Ver-

mögens einbüßte und, gleich einem zur Verzweiflung getriebenen Spieler, den letzten Einsatz wagte. Doch auch jetzt war das wetterwendische Glück ihm untreu geworden und — er war ein ruiniertes Mann. Diese Schmach wirkte so überwältigend, daß er völlig unterlag und nach etlichen Monden ins Grab getragen werden mußte. Die stolze Gattin überlebte ihn nur kurze Zeit; und die trostlose Elise stand jetzt allein an dem Grabe ihrer Eltern. Nachdem sie kaum begonnen hatte, die Freuden der Welt zu genießen, sah sich das jetzt zwanzigjährige Mädchen plötzlich von allen verlassen. Sie war eine Waise. Die vertrautesten Freunde ihres Vaters wandten ihr den Rücken. Zum Glück war der so wenig geachtete Onkel noch da, der sich ihrer und der andern Kinder liebevoll annahm. Er nahm Elise zur Führung seines Haushalts in seine Wohnung und brachte die übrigen Kinder bei christlichen Freunden unter.

Anfänglich erschrak Elise bei dem Gedanken, fortan bei Onkel Heinrich leben zu müssen; denn sie stellte sich ein Leben voller Verleugnung und Entsjagung vor, ein freudenloses, langweiliges, düsternes Leben in klösterlicher Einsamkeit. Wie aber staunte sie, als sie den guten Onkel näher kennen lernte, als sie in seinen Blicken das heitere, wohlwollende, glückliche Herz entdeckte, welches in seiner Brust schlug! Zwar las er jeden Morgen und jeden Abend aus der Bibel einen Abschnitt vor, betete oder sang auch wohl ein geistliches Lied nach Tische; aber alles ging so ungezwungen her, und seine Worte, die er über das Vorgelesene sprach, waren so ernst und doch so liebevoll, daß Elise sich immer mehr zu ihm hingezogen fühlte. Nach etlichen Wochen las sie sogar selbst gern in der Bibel; und zuweilen kam ihr gar der Gedanke,

daß all ihr Leid sie habe treffen müssen, um in des Onkels Hause etwas zu lernen, was sie im elterlichen Hause nimmer hätte lernen können. Nur eine Sache blieb ihr lange ein Rätsel. Sie hatte nämlich gemeint, ihr Onkel mache, außer nach dem Geschäft, gar keine oder doch nur höchst seltene Ausgänge; und jetzt fand sie gerade das Gegenteil. Nur selten blieb er während des Abends zu Hause. Wohin ging er? Ins Theater? ins Kasino? Unmöglich. Wohin denn? Viele Freunde hatte er nicht; das wußte sie nur zu gut.

Wir wollen dieses Rätsel lösen. Onkel Heinrich war ein wahrer Jünger Jesu, der wohl verstand, daß das Christentum nicht allein in frommen Worten und Liedern bestehe, sondern sich vor allem in gottgefälligen Werken offenbaren müsse. Er genoß die Liebe des Herrn und wünschte daher nach dem Maße der empfangenen Gaben Ihm zu dienen, der da will, daß allen Menschen geholfen und ihnen das Evangelium gepredigt werde. Zu diesem Zwecke hatte er sich mit einigen gleichgesinnten Männern vereinigt, um die Verachteten und Verworfenen dieser Welt aufzusuchen und sie mit Gottes Hülfe dem Abgrunde der Sünde zu entreißen; und während andere ihr Leben im Theater und im Konzertsale angenehm zuzubringen trachteten, schritt er des Abends mit Bibeln und andern guten Schriften zu den Hüttenbewohnern der Glendsgasse, um denen, die da saßen im Schatten des Todes, das Licht des Lebens zu bringen. Wohl erfuhr er, wie sehr die Sünde das Herz des Menschen verhärtet hat, und daß selbst das bitterste Elend nicht imstande ist, in dem Sünder ein Verlangen nach ewiger Befreiung zu wecken; wohl fand er, daß viele dermaßen abgestumpft und in Lasteren versunken waren, daß weder die lieb-



reichsten Ermahnungen, noch die ernstesten Vorstellungen einen Eindruck auf sie machten; aber zuweilen genoß er doch auch die Freude, das Samenkorn des göttlichen Wortes in gute Erde fallen und fröhlich emporsprießen zu sehen. Und wie zitterte dann sein Herz vor Freude, wenn das Evangelium inmitten der Mühsale dieses Lebens als eine gute Botschaft geglaubt wurde, welche die Seele erhebt und ihr selbst in der bangen Stunde des Todes Ruhe und Trost verleiht!

Eine solche Freude wurde ihm zu teil, als er eines Abends, es mochte etwa ein Monat nach dem Einzuge Elifens in sein Haus sein, seine Schritte dem Stadtteil zuwandte, welchen er sich für seine Thätigkeit ausersehen hatte. Nach verschiedenen Hausbesuchen trat er in eine Hütte, in welcher er außer einem sechzehnjährigen Mädchen keine Menschenseele fand. Auf seine Frage an das Mädchen, ob sie hier allein wohne, wurde ihm die Antwort:

„Nein, meine Mutter ist auch hier. Seht, dort liegt sie und ist sterbenskrank; und da ich nichts verdienen kann, haben wir keinen Bissen im Hause.“

Mit diesen Worten zeigte das Mädchen nach einem Winkel, wo sich ein Gegenstand befand, der mit einer Bettstelle einige Ähnlichkeit hatte. Herr Danker trat näher und gewahrte bei dem matten Schein einer Lampe, die aus Delmangel zu erlöschen drohte, eine alte, sehr abgemagerte Frau, die auf einem Bunde Stroh hingestreckt lag, während einige schmutzige Lumpen ihr zum Kopfkissen dienten.

„Sie ist schon seit drei Wochen krank,“ fügte das Mädchen weinend hinzu.

„Laß das Weinen, Trudel!“ ließ sich die matte

Stimme der Kranken vernehmen. „Gott wird uns nicht verlassen. Bete lieber!“

„Glaubt Ihr das, gute Frau?“ fragte Danker, der sich dem Lager nähernd, erst jetzt von der Kranken bemerkt wurde.

„Ja, das weiß ich, mein Herr,“ antwortete sie. „Er ist treu und läßt sich nicht vergeblich suchen.“

„Woher aber wißt Ihr das?“ forschte jener in angenehmer Ueberraschung weiter.

„Das Buch hier hat mich's gelehrt,“ sagte sie, indem sie sich mit Mühe emporrichtete und, mit zitternder Hand das Stroh durchwühlend, im nächsten Augenblick eine Bibel oder vielmehr die Ueberreste einer solchen zum Vorschein brachte und mit Rührung wiederholte: „Sehen Sie, mein Herr, dieses Buch hat mich's gelehrt; — es ist das liebe Evangelienbuch.“

Herr Danker nahm das Buch und sah hinein. Man male sich aber seine Ueberraschung aus, als er auf dem ersten Blatte die Worte las:

„Meiner geliebten Nichte Elise Danker an ihrem achtzehnjährigen Geburtstage zum freundlichen Andenken von ihrem Onkel Heinrich Danker.“ Pred. 12, 1.

„Aber wie ist's möglich, gute Frau? Wie kommt Ihr zu diesem Buch?“ fragte er höchst erstaunt.

„Kennen Sie's?“ fragte diese ebenfalls verwundert zurück.

„Ei freilich,“ war seine Antwort. „Das Buch war einmal in meinem Besitz; ich habe mit eigener Hand diese Worte hineingeschrieben. Wie ist es in Eure Hände gekommen?“

„Gott hat mich's finden lassen,“ sagte die Frau, in

welcher der Leser längst die alte Trine wieder erkannt haben wird, mit tiefer Rührung; „und darin habe ich Ihn, meinen Heiland und Erlöser, gefunden. Es sind jetzt zwei Jahre her, ich werde es nie vergessen, als ich das Buch im Hause des Kaufmanns am Markt, der nun längst schon unter der Erde ist, als Scheuerpapier erhielt; und als ich des Abends meine Lumpen sortierte, denn ich bin eine Lumpensammlerin, fiel es mir in die Hände. Ich sah augenblicklich, daß es eine Bibel war; denn ich las „Matthäus“ und „Amen“ darin, und daß diese Worte in der Bibel stehen, wußte ich noch von alters her. Als ich sie zum Verkauf ausbot, wollte mir kein Menich einen Heller dafür geben. Darum behielt ich sie und sah dann und wann aus Neugierde hinein. Ach! ich hatte keinen Hunger nach dem Himmelsbrote, bis ich einmal die Geschichte von der großen Sünderin las, welche die Füße des Herrn Jesu salbte und mit ihrem Haar abtrocknete. Sehen Sie, mein lieber Herr, da wurde mir's klar, wer Jesus ist. Die Sünderin war ich, und ich mußte einen Heiland haben, der zu mir sagte: „Deine Sünden sind dir vergeben; gehe hin in Frieden!“ Und von dieser Zeit an habe ich den Herrn gesucht und um Sein Erbarmen gefleht. O mein Herr! ich habe ein wahres Sündenleben geführt. Aber dennoch hat mich der gnadenreiche Herr nicht verworfen. Ich las damals viel in Seinem Worte; und endlich konnte ich glauben, daß Er auch für mich am Kreuze gestorben sei und meine ganze Sündenschuld getragen habe.\* Anfangs war ich noch sehr unklar darüber; aber der Herr sandte mir jemanden, der mir alles erklärte. Da kehrten völliger Trost und Frieden in meine Seele ein, und jetzt freue ich mich, daß ich bald sterben werde; denn ich weiß, daß ich zu Jesu gehe.

Seit ich krank bin, habe ich nicht mehr lesen können; und doch möchte ich noch einmal so gern die Geschichte der Sünderin hören. O mein Herr, wollen Sie mir dieselbe vorlesen -- der Herr wolle Ihnen dafür lohnen!"

Mit Freude und Rührung willfahrte Herr Danker ihrem Wunsche, so weit es ihm bei dem schwachen Lichte möglich war. Sie lauschte gespannt, als hörte sie die Worte zum ersten Male. In ihren bleichen Mienen malte sich die Freude des Himmels ab. Als er aber die letzten Worte des Herrn: „Dein Glaube hat dich errettet; gehe hin in Frieden!“ mit gehobener Stimme las, da richtete sich die Kranke hoch auf, und in feierlichem Tone sagte sie:

„Ja, so hat Er auch zu meiner Seele gesprochen. Er hat auch mir viel, viel vergeben, und darum liebe ich Ihn so sehr.“

Nachdem unser Freund noch einige Augenblicke verweilt und mit der Kranken gebetet hatte, schenkte er dem Kinde etwas Geld und kehrte hochofrenut in seine Wohnung zurück. Wie wunderbar erschienen ihm die Wege Gottes! Also deshalb mußte er Elise die Bibel schenken, damit eine arme Lumpensammlerin darin ihre Rettung finde. Wie wahr fand er jetzt die Worte des Predigers Salomo: „Wirf dein Brot hin auf's Wasser; denn nach vielen Tagen wirst du es finden!“

„Elise,“ sagte er, ins Zimmer tretend, in freundlichem Tone, „was ist aus der Bibel geworden, die ich Dir an Deinem Geburtstage schenkte?“

Die Angeredete errötete. Früher würde sie schnell eine Lüge zur Hand gehabt haben; aber jetzt teilte sie den Sachverhalt der Wahrheit gemäß mit, mit der Hinzufügung, daß sie, nachdem der Hund das Buch zerrissen habe, nichts weiter über dessen Schicksal zu sagen wisse.

„Ich weiß, wo das Buch ist,“ versicherte der Dunkel freundlich; „und wenn Du mich morgen begleiten willst, so sollst Du es an einem Orte finden, wo Du es nicht erwartest, und sollst zugleich sehen, welch einen kostbaren Schatz Du verwahrlost hast.“

Schon am folgenden Abend bewegten sich Dheim und Nichte dem Eingange der Glendsgasse zu. Elise zögerte, als sie den Dunkel in die enge, schmutzige und verrufene Straße einbiegen sah. Doch dieser flüsterte ihr in ermunterndem Tone zu:

„Immer vorwärts, mein Kind. Auch hier wohnen Menschen. Gieb mir nur Deinen Arm; ich bin hier ein alter Bekannter.“

Etliche Minuten später stand er mit ihr vor dem Lager der Lumpensammlerin, in deren Zügen bereits der Tod zu lesen war.

„Habt Ihr noch immer Frieden?“ fragte der Dunkel, die Hand der Sterbenden fassend.

„Frieden — vollen Frieden!“ flüsterte sie. „D es ist gut, daß — daß Sie — so bald zurückgekehrt sind. Es wird — nicht lange — mehr dauern.“

„Ich habe meine Nichte mitgebracht, deren Name vorn in Eurem Buche steht; sie möchte gern wissen, was Ihr daraus gelernt habt.“

Die Sterbende öffnete das schon halb gebrochene Auge und warf der jungen Dame einen durchdringenden Blick zu, indem sie mühsam die Worte hervorkeuchte:

„Ich — ich kann — selig — sterben. Das — hab' ich — gelernt aus — dem Buche; auch — Sie — müssen — darin lesen. — Jesus — hat — Sie — lieb. Glauben — Sie — das?“

Elijens Augen wurden feucht; sie vermochte kein Wort hervorzubringen.

„Lesen Sie — fleißig — in dem — Buche, — und — Sie werden — lernen, daß — Sie — eine — Sünderin sind; und — daß Jesus — ein Heiland — ist.“

Sie konnte nicht weiter. Ihre Kräfte waren erschöpft; jedes Glied schien erschlaft zu sein. Aber lange ruhte ihr Blick auf der jungen Dame; und für das ganze Leben derselben war dieser Augenblick entscheidend.

„O komm, — ja — komm — Herr Jesu! Amen,“ hauchte die Sterbende kaum hörbar, bis einige Minuten später ihr letzter Seufzer entfloh.

„Sie ist dahin gegangen, wo der völlige Genuß der Liebe des Herrn ihr ewiges Teil ist. O gesegnetes Evangelium!“ flüsterte der Dnfel, indem er der Entschlafenen die Augen zudrückte.

Nachdem er das Notwendige angeordnet hatte, verließ er mit Elije das Sterbehaus. Diese aber las bis spät in die Nacht hinein in ihrer zerrissenen Bibel. Wie kostbar war ihr jetzt des Dnfels Geburtstagsgeschenk. Nach wenigen Tagen aber öffnete der Herr auch ihr Herz; sie glaubte an den Sohn Gottes und fand Frieden in Seinem vergossenen Blute.

---

## Der glückliche Heimgang.

Vor ihrem elften Lebensjahre war Sarah ein Kind, wie alle Kinder von Natur sind. Unbekümmert und sorglos trieb sie ihr Spiel und war heiter oder mürrisch, wortkarg oder plauderhaft, friedlich oder zänkisch, nachgiebig oder eigensinnig, wie es eben die Laune ihr ein-

gab. Obwohl sie von ihren ehrbaren Eltern eine sorgfältige Erziehung erhielt und von manchen bösen Dingen abgehalten wurde, so schlummerte doch in ihrem Herzen dasselbe Böse, welches bei jenen Kindern zum Ausbruch kommt, die tagtäglich das schlechte Beispiel ihrer gottlosen Eltern vor Augen haben; und ob schon sie auf Wunsch ihrer Mutter eine Sonntagschule besuchte, die durch eine wahrhaft christliche Lehrerin geleitet wurde, so änderte dieses doch bei ihr nichts an der Wahrheit, daß das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens böse ist von Jugend auf. So erreichte sie ihr elftes Jahr.

Da aber zeigte sich die Gnadenhand Gottes und — warf sie auf's Krankenlager. In ihrer Seite bildete sich ein Geschwür, welches ihr große Schmerzen verursachte. Es war die Barmherzigkeit Gottes, die ihr diese Krankheit sandte; sie sollte zur „Verherrlichung Gottes“ und zu einem Gewinn für ihre Seele ausschlagen.

Indes wurde ihr Zustand so schlimm und bedenklich, daß die Eltern sie auf Anordnung des Arztes ins Krankenhaus schaffen mußten; dort sollte sie sich einer schmerzhaften Operation unterziehen. Der Arzt erklärte, daß nur so eine Heilung möglich sei; zugleich aber drückte er seine größten Befürchtungen aus; denn ihre schnell hinsinkenden Kräfte gaben wenig Hoffnung auf Genesung. Die arme Sarah! Der Gedanke an den Tod war ihr entsetzlich, furchtbar. Vergeblich tröstete die Mutter; vergeblich saß, bevor sie das elterliche Haus verließ, die Lehrerin der Sonntagschule mehrere Stunden an ihrem Bette und erzählte ihr von der wunderbaren Liebe Gottes, der Seinen Sohn gesandt habe, um für Sünder zu sterben; vergebens gab ihr das gute Fräulein die Ver-

sicherung, daß, wenn sie an Jesum Christum glaube, alle ihre Sünden ihr vergeben werden würden. Kein Lichtstrahl göttlichen Trostes verscheuchte die finstern Schatten der Nacht aus der Seele des Kindes; weinend und wehklagend versicherte sie, daß es ihr schrecklich sei, Gott mit ihren Sünden begegnen zu müssen; und die Lehrerin konnte, bevor sie die Kranke verließ, nur beten, daß Gott sich des armen Kindes erbarmen und ihm Seinen Frieden schenken möge.

Indes ging die Operation glücklich vorüber; und Sarah konnte nach etlichen Wochen wieder in ihr elterliches Haus zurückkehren. Aber ihre Wangen zeigten eine fast durchsichtige Blässe; nur langsam kehrten ihre Kräfte zurück, und während des ganzen Winters blieb ihre Gesundheit höchst schwankend. Erst als der Frühling mit seinen Strahlen Wald und Flur belebte, fühlte sie sich stark genug, um die Schule wieder besuchen zu können. Aber welche Veränderung hatte Gott, seit sie zuletzt neben ihren Gespielinnen auf der Schulbank gesessen hatte, in ihrem Herzen bewirkt! Sie war jetzt eine glückliche Jüngerin Jesu und wußte, daß ihre Sünden vergeben und durch Sein Blut abgewaschen waren. Alle Furcht, die früher ihr Herz niedergebeugt hatte, war verschwunden; und ihre Seele war voll Lobes und Preises gegen ihren teuren Heiland. Wie strahlte ihr Auge, wie glänzte ihre Wange, wenn sie Seinen Namen nannte oder Ihm ein Loblied sang!

Doch nicht lange sollte sie die Freude genießen, die Schule besuchen zu können. Sie erkrankte von neuem; und mit reißender Schnelligkeit nahmen ihre Kräfte wieder ab. Der Doktor schüttelte nochmals bedenklich den Kopf und riet eine Luftveränderung an. Der Maimonat



zeigte sich in seiner ganzen Lieblichkeit; die Vögel des Waldes und die Blumen des Gefildes wußten davon zu erzählen. Die Mutter folgte den Anordnungen des Arztes und ging mit Sarah auf's Land. Dort blieben sie längere Zeit.

Die folgenden Worte, welche einem Briefe, den Sarah im August an ihre Lehrerin schrieb, entlehnt sind, werden uns zeigen, wie sicher sie sich in Jesu fühlte und mit welcher Ergebenheit sie sich unter den Willen Gottes beugte. Der Brief lautete:

Meine teure Lehrerin!

„Wie sehr verlange ich darnach, Sie einmal  
 „wiederzusehen! Und ich hoffe, daß ich bald diese Freude  
 „genießen werde, wenn auch nicht in dieser Welt, so  
 „doch gewiß im Himmel, was auch weit besser ist.  
 „Seit meiner Erkrankung beschäftige ich mich weit  
 „mehr mit Jesu, als je vorher, und gewiß würde ich  
 „Ihn nicht kennen gelernt haben, wenn mir Gott  
 „diese Krankheit nicht gesandt hätte. Ich fühle mich  
 „sehr glücklich und habe durchaus keine Furcht vor  
 „dem Tode. Ich wünsche nicht eine einzige Minute  
 „länger in dieser Welt zu bleiben, als es Gott  
 „gefällt. Ich weiß, daß mein Heiland für mich starb;  
 „und Sie glauben kaum, wie getröstet ich bin, wenn  
 „ich in Seinem Worte lese. Leben Sie wohl und beten  
 „Sie für Ihre kleine Freundin

Sarah D.“

Der Sommer flog dahin, ohne daß sich der kränkliche Zustand des Kindes in etwa gehoben hätte. Vielmehr kehrte sie abgezehrt und sehr schwach ins elterliche Haus zurück. Ihr Husten nahm an Heftigkeit zu, und ganze Nächte brachte sie schlaflos zu. Aber der Herr

schenkte ihr in allen Schmerzen viel Geduld und ein heiteres, zufriedenes Gemüt. Wenn sie in ihrem weichen Lehnstuhl saß, so fand man stets ihre Bibel und ihr Liederbuch in der Nähe; fast jeden Tag las sie das 10. Kapitel des Evangeliums Johannis; denn es that ihrem Herzen so wohl, immer wieder daran zu denken, daß Jesus der „gute Hirte“, und sie eines von Seinen „Schäflein“ sei. Oft machten christliche Freunde der kleinen Kranken einen Besuch; und alle überzeugten sich von ihrer Freude in Jesu. Ihr Auge glänzte vor Entzücken bei der Aussicht, bald bei Ihm zu sein. Und wenn eine ihrer jungen Freundinnen die Frage an sie richtete, ob sie nicht wünsche, bald wieder in die Schule gehen zu können, erwiderte sie mit sanftem Lächeln: „Nein, ich möchte lieber zu Jesu gehen.“

Unterdes nahte ihr Ende mit raschen Schritten. Als zwei Tage vor ihrem Tode die Lehrerin an ihrem Bette saß, legte die Kleine ihre fast fleischlose Hand auf die Bibel und sagte: „Früher hielt ich die Bibel für ein thörichtes, nutzloses Buch; aber jetzt wünsche ich nichts anderes zu lesen; es macht mich so froh und so glücklich!“ — So zeugte ein sterbendes Kind von dem Worte Gottes: „Es macht mich so froh und so glücklich!“ Ja, in der That, das Wort Gottes war ihres Fußes Leuchte und ihres Pfades Licht geworden; und sie konnte sich im Glauben alle Verheißungen zu-eignen, welche darin für die, welche glauben, enthalten sind. Und als sie an dem Abende dieses Tages von der Gewißheit ihrer Errettung sprach, jagte die Mutter unter vielen Thränen: „Ach, mein teures Kind! wie sehr wünschte ich, auch so sicher zu sein, wie Du es bist; denn obwohl ich in Jesu Trost finde, so bin ich doch



meiner Errettung nicht völlig gewiß.“ Sarah vermochte kaum zu flüstern, so sehr hatten ihre Kräfte abgenommen; aber als sie die Worte der Mutter vernahm, richtete sie sich empor und sagte mit großem Nachdruck: „O Mutter, wie kannst Du zweifeln? Es ist alles so einfach; – glaubst Du an den Herrn Jesum, so sind alle Deine Sünden vergeben!“ Und noch lange fuhr sie fort, ihrer Mutter mit ernster Miene zu versichern, daß in Christo vollkommene Errettung zu finden sei, bis endlich ihre Kräfte sie verließen und ihre Stimme zu einem kaum hörbaren Geflüster herabsank. Es war rührend zu sehen, wie die sterbende kleine Worte des Trostes in das

begierig lauschende Ohr hauchte und dann, bis zum Tode erschöpft, in ihre Kissen zurück sank.

So rückte der Abend des letzten Tages ihres Lebens heran. Vater und Mutter saßen in der Nähe des Krankenbettes. Die immer mehr zunehmende Schwäche hatte das Kind bereits seit mehreren Stunden verhindert, irgend einen Laut über ihre Lippen zu bringen. Zwar schien sie noch bei vollem Bewußtsein zu sein; aber eine unverkennbare Veränderung in ihren Zügen deutete an, daß ihr irdisches Leben dem Erlöschen nahe sei. In diesem Augenblick wurde ihr Vater aus dem Zimmer gerufen. Da strahlte plötzlich das Gesicht der Kranken in himmlischer Borne. Die Ursache war diese: sie hatte ihren Vater in der Bibel lesen sehen; und auch war die Thräne in seinem Auge ihren Blicken nicht entgangen, als sie ihn mit brechender Stimme gebeten hatte, doch auch zu Jesu zu gehen; und kaum hatte er das Zimmer verlassen, als sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck die erblaffenden Lippen öffnete und halblaut die Worte sagte: „O ich glaube, er wird zu Jesu kommen und gerettet werden! Wie glücklich, wie glücklich macht mich dieses!“

Es waren ihre letzten Worte. Sie fiel während der Nacht in einen tiefen Schlummer, aus welchem sie erst mit dem Anbrechen des Morgens erwachte, um das Auge für immer für dieses Leben zu schließen und um „ausheimlich von dem Leibe und einheimisch bei dem Herrn“ zu sein. Glückliches Kind!

Seht, meine jungen Leser, das ist die kurze Lebensgeschichte der kleinen Sarah. Nun noch ein ernstes Wort an euch. Gleicht ihr diesem Kinde, wie ihr es vor dessen Krankheit kennen gelernt habt? Seid auch ihr so un-

bekümmert und sorglos in Betreff eurer Seele; und denkt auch ihr, wie sie, mit Furcht daran, einmal mit euren Sünden vor Gott hintreten zu müssen? Oder seid ihr, gleich unsrer Sarah nach ihrer Krankheit, zu Jesu gekommen und habt dort Frieden, Leben und Heil gefunden? Das ist eine Frage, die einmal, sei es hier, sei es nach dem Tode, beantwortet werden muß. Ihr alle seid Sünder von Natur und habt nichts zu erwarten als die ewige Verdammnis. Nur das Blut Jesu kann euch retten; denn wer an Ihn glaubt, kommt nicht ins Gericht, sondern hat das „ewige Leben“. Darum eilet zu Ihm, so lange es noch Zeit ist! Seine Arme sind geöffnet, um euch zu empfangen. Sein Blut ist geflossen, und dieses Blut reinigt von aller Sünde.

---

## Die Versuchung.

### 1.

„Ich sage Dir, Karl, die Welt ist voll von Versuchungen aller Art; und der Teufel wendet stets alle List an, um uns in seinen Netzen und Stricken zu fangen. Der Herr Jesus sagt: „Wachet und betet, daß ihr nicht in die Versuchung hineinkommet!“ — und das ist in der That eine beachtenswerte Ermahnung. Gott allein vermag uns zu bewahren und uns Kraft zum Widerstande zu geben. Darüber könnte ich Dir eine herrliche Geschichte aus meinem eignen Leben erzählen.“

So sprach eines Abends ein ehrwürdiger Greis zu seinem Enkel Karl. Man fühlte es dem guten Manne ab, daß seine Worte aus einem Herzen kamen, welches, reich an Erfahrungen, bemüht war, andern nützlich zu sein. Eine Thräne schimmerte in seinem Auge. Karl,

ein Jüngling von etwa 16 Jahren, sah mit großer Teilnahme auf den teuren Großvater, als wollte er ihn mit seinen Blicken auffordern, die angedeutete Geschichte zu erzählen. Der gute Alte verstand diese Aufforderung; und da Karl bereits in einem Alter war, wo Versuchungen von allen Seiten auf das Herz eindringen, so ergriff jener gern die Gelegenheit, um ihn durch seine eigene Geschichte zu warnen und ihn auf Jesus hinzuweisen, der den Seinigen so gern beisteht und ihnen Mut und Kraft verleiht, um dem Teufel widerstehen zu können.

„Als ich mein 17. Lebensjahr erreicht hatte, also in Deinem jetzigen Alter stand,“ begann nach einer Pause der Greis seine Erzählung, „lebte ich in ganz andern Umständen als heute. Mein Vater, der ehemals einen einträglichen Posten bekleidet hatte, mußte denselben aus Gesundheitsrücksichten niederlegen. Da infolge dessen sein Einkommen ein höchst geringes wurde, so mußten wir uns sehr einschränken; aber trotz aller Einschränkung war es schier unmöglich, eine so zahlreiche Familie, wie die unsrige war, ehrlich und ohne Schulden durchzubringen. Ich war unter acht Kindern das einzige, welches etwas zu verdienen vermochte; und darum war ich nicht wenig erfreut, als ich nach langem Suchen eine Stelle als Buchhalter fand. Mein Prinzipal war ein geiziger, hartherziger Mann, der die traurigen Umstände, in welchen ich mich befand, zu seinem Vorteil ausbeutete. Nur ein höchst kärgliches Gehalt zahlte er mir aus, so daß ich fast nicht imstande war, meinen armen Eltern hilfreiche Hand bieten zu können. Ich befand mich daher in einer nichts weniger als angenehmen Stellung; und dennoch danke ich dem Herrn dafür, daß Er mich in dieselbe hineingeführt hat. Denn gerade in den Mühsalen

der damaligen Zeit habe ich Ihn kennen gelernt, Ihn, der für meine Sünden am Kreuze gestorben ist. Sein süßes Wort: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, ich werde euch Ruhe geben,“ — hat sich an meinem Herzen bewahrheitet. Meine Kümmernisse führten mich zu Jesu.

Ich besaß in jener Zeit einen aufrichtigen Freund, der mich eines Tages einlud, mit ihm der Verkündigung des Evangeliums in seinem Hause beizuwohnen. Ich folgte seiner Einladung; und dieses war der Wendepunkt in meinem Leben. Das Wort Gottes, welches schärfer ist als jedes zweischneidige Schwert, drang in meine Seele. Geängstigt und beunruhigt über meine Sünden, floh ich in die Arme Jesu und fand Frieden durch Sein kostbares Blut. O wie glücklich war ich damals! Der Lichtstrahl göttlicher Gnade war in mein finsternes Herz gefallen. Nun hatte ich einen mitleidigen und mächtigen Freund im Himmel, dem ich alles sagen und klagen konnte. Nun besaß ich Sein Wort als meines Fußes Leuchte; nun besaß ich die lebendige Hoffnung, durch leichte, schnell vorübergehende Leiden einer ewigen Herrlichkeit entgegen-eilen zu können.

Indes wurde die Stellung, in welcher ich mich befand, mit jedem Tage schwieriger. Mein Prinzipal verschärfte seine Strenge gegen mich, als er die Veränderung gewahrte, welche bei mir stattgefunden hatte. Er war ein Mann der Welt und hatte die Meinung, daß die Gottseligkeit nur ein Kleid sei, um darunter Betrug und Heuchelei zu verdecken. Es war daher ganz natürlich, daß er alle meine Handlungen mit mißtrauischen Blicken beobachtete. Indes konnte dies alles nur nützlich für mich sein und wurde mir eine Veranlassung, mich

um so enger an den Herrn anzuschließen und im Gebet vor Ihm zu beharren.

Um diese Zeit nahmen auch in unserm Hause die Dinge mehr und mehr den Krebsgang. Der fränkliche Zustand meines Vaters änderte sich nicht; die Schulden häuften sich; und dazu kam noch, daß binnen wenigen Tagen die Hausmiete bezahlt werden mußte. Ach! nirgend zeigte sich ein Ausweg."

Bei diesen Worten machte der Greis eine Pause. Die Erinnerung an jene traurigen Tage schien alle die Eindrücke, welche damals sein Herz niederbeugten, in ihrer ganzen Festigkeit wach zu rufen. Eine Thräne nach der andern stahl sich über seine faltenreichen Wangen. Nichtsdestoweniger aber verrieten seine Mienen, daß jene Leidenstage nicht fruchtlos an seiner Seele vorübergezogen waren, sondern daß er inmitten der Trübsal die Hand Dessen erkannt hatte, welcher der „Vater der Erbarmungen und der Gott alles Trostes“ ist. Schweigend und auf's Höchste gespannt, harrete Karl der Fortsetzung der Erzählung des Großvaters entgegen, bis dieser endlich wieder begann:

## 2.

„Es war an einem Nachmittage, als mir mein Prinzipal einige Rechnungen und den Betrag derselben in etlichen hundert Gulden mit der Aufforderung einhändigte, die Sache sofort zu berichtigen. Da einige der Aussteller dieser Rechnungen etwas entfernt wohnten, wurde mir geboten, früher als gewöhnlich das Comptoir zu verlassen, die Rechnungen zu bezahlen und am folgenden Morgen die Quittungen mitzubringen. Ich trat meinen Weg an, machte schnell die Runde und erreichte nach





Verlauf von etwa zwei Stunden das Haus des Herrn W., wo ich die letzte Rechnung zu berichtigen hatte. Ich wurde in ein Zimmer geführt; und da ich dort längere Zeit warten mußte, überzählte ich noch einmal die Banknoten, welche noch in meinem Besitz waren. Und nun, Karl, denke Dir meine Ueberraschung, als ich eine Note von hundert Gulden zu viel in meiner Briefftasche entdeckte. Ich überzählte das Geld nochmals und abermals; aber die Sache blieb, wie sie war, — ich hatte eine Banknote von hundert Gulden zu viel. Hastig verbarg ich sie in meiner Tasche; und in diesem Augenblick trat Herr W. ins Zimmer. Er näherte sich mir mit den Worten:

„Sie sehen ja ganz totenblaß aus, mein junger Freund. Ist Ihnen vielleicht nicht wohl?“

„Ich bin ermüdet vom starken Laufen und fühle mich in der That etwas unwohl,“ sagte ich; und so war es wirklich.

„Das schien mir so,“ war seine Antwort; „hier, trinken Sie ein Glas Wein.“

Er öffnete mit diesen Worten einen Schrank, um mir das Dargebotene herbeizuschaffen. Ich hielt ihn jedoch zurück und bat mir nur ein Glas Wasser aus. Dann überreichte ich ihm die Rechnung und den Betrag derselben; er quittierte, und ich verließ das Haus. In der elterlichen Wohnung angekommen, fand ich es hier leider so, wie ich gefürchtet hatte. Der Mietsherr war gekommen und hatte mit dem Verkauf der Möbel gedroht, falls bis zum folgenden Tage die fällige Hausmiete nicht entrichtet würde. Da war guter Rat teuer. Mein armer Vater lag im Bett, und die betrüübte Mutter saß weinend am Tische. „Kann denn nichts gethan werden?“ rief sie bei meinem Anblick jammernd aus. „Es ist doch entsetzlich, für eine so geringe Summe von neunzig oder hundert Gulden den ganzen Hausrat hingeben zu müssen. Ist denn nirgend mehr ein Ausweg zu finden?“ —

„Neunzig oder hundert Gulden!“ tönte es in meinen Klängen in meinem Herzen nach. — Neunzig oder hundert Gulden! — und meine Tasche barg die runde Summe von hundert Gulden, über deren Verschwinden wohl nimmer Nachfrage geschehen würde. Wer sollte daran denken? Wußte ich doch, wie vergeßlich mein Prinzipal war. Ach! das Geld brannte auf meiner Brust. Ohne ein Wort zu sagen, ging ich in mein Zimmer. Ich

fiel auf meine Kniee nieder, um zu beten. Aber in der Stunde der Versuchung fanden sich keine Worte für mein Gebet. Ueberwältigt von der Trostlosigkeit und dem Elend am häuslichen Herde, und geplagt von allerlei Gedanken, die mein Herz durchkreuzten, fühlte ich mich ganz außer Stande, einen vollständigen Satz im Zusammenhange aussprechen zu können. Darum erhob ich mich wieder und durchschritt mit laut pochendem Herzen das Zimmer. „Warum sollte ich meinen Plan nicht ausführen können?“ murmelte ich vor mich hin. „Mein Prinzipal ist ein reicher Mann und wird diese geringe Summe nicht vermissen, während die wenigen Habseligkeiten meiner armen, hartgeprüften Eltern dadurch gerettet werden können. Er ist ohne Sorgen und wird einen Verlust von nur hundert Gulden kaum merken; und außerdem zahlt er mir ein zu lärgliches Gehalt, so daß mir nicht nur ein solch geringer Betrag, sondern eine viel bedeutendere Summe von Rechtswegen zukäme. Ganz anders würde es sein, wenn ich das Geld zu schlechten Zwecken verwenden wollte; und sollte Gott nicht diesen Irrtum zugelassen und das Geld in meine Hände gegeben haben, um meine armen Eltern damit aus der Verlegenheit zu reißen?“

Diese Gedanken beruhigten mich ein wenig; und ich warf mich auf einen Stuhl, um in der Stille über meine fernern Schritte in dieser Sache nachzudenken. Ich zog die Rechnungen aus meiner Tasche hervor, dann die Quittungen, und verglich beides mit einander. Alles stimmte auf's Haar. Ich überschaute die Gänge, die ich während der letzten drei Stunden gemacht hatte; und da ich auch von dieser Seite alles in der besten Ordnung fand, erhob ich mich, um mein Vorhaben in Ausführung

zu bringen. Bereits hatte ich meine Hand auf den Drücker der Thür gelegt, schon wollte ich die Thür öffnen, als mein Auge auf meine Bibel fiel, die auf einer Kiste lag. Ich hemmte meine Schritte. „Wenn,“ sagte ich zu mir selber, „mein Vorhaben ein gutes ist, so wird mir die Bibel darüber Aufschluß geben.“ — Ich kehrte auf meinen Platz zurück und öffnete die Bibel. Und was meinst Du, lieber Karl, auf welche Stelle beim ersten Öffnen des Buches mein Auge fiel? Es waren die Worte in Jak. 1, 12—15:

„Glücklich der Mann, der die Versuchung erduldet! denn nachdem er bewährt ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Er denen verheißen hat, die Ihn lieben. Niemand sage, wenn er versucht wird: Ich werde von Gott versucht; denn Gott kann nicht versucht werden vom Bösen, und selbst versucht Er niemanden. Ein jeder aber wird versucht, wenn er von seiner eignen Lust fortgezogen und gelockt wird. Danach, wenn die Lust empfangen hat, gebiert sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert den Tod.“

Wie ein Blitzstrahl trafen mich diese Worte; und wieder sank ich auf meine Kniee nieder. Und nun stürzten sich gleich einem Strome eine Fülle von Worten und Gedanken in meine Seele; wie aus einem Nebel entrückt, erkannte ich im Lichte Gottes die Wahrheit wieder; und mein Herz klopfte hoch im Gefühl der Siegesfreude. Der Herr hatte mich aus den Banden einer schweren Versuchung herausgerissen. Als wäre ich völlig umgewandelt worden, eilte ich an das Lager meines kranken Vaters

und versprach ihm, am folgenden Tage hinsichtlich unsrer traurigen Lage zu thun, was irgend in meinen Kräften stehe. O mein bester Karl, welch eine Gnade ist mir damals widerfahren! Nimmer während meines ganzen Lebens habe ich die Treue, welche mir der Herr in jener Versuchungsstunde bewiesen hat, vergessen können.“

Wieder hielt der freundliche Alte auf einige Augenblicke inne. Sein Herz schien mit Gefühlen des innigsten Dankes gegen Gott den Segen jener Stunde noch einmal durchzukosten; unverkennbar warf die damals genossene Freude des Jünglings ihren Nachglanz auf die ehrwürdigen Züge des Greises.

## 3.

„Die verhängnisvolle Baufnote in meiner Tasche,“ begann der Alte nach einer Pause tiefen Schweigens wieder, „trat ich am folgenden Morgen in unser Comptoir. Mein Prinzipal saß bereits an seinem Pult. Bei meinem Eintritt richtete er alsbald das Auge auf seine Uhr, um sich zu überzeugen, ob ich auch zur rechten Zeit erschienen sei.

„Hier sind die Quittungen, mein Herr,“ begann ich, mich dem Pulte nähernd.

„Schon gut,“ war seine Antwort; „legen Sie die Sachen nur dort nieder.“

„Würden Sie wohl so freundlich sein, zu prüfen und nachzusehen, ob alles in Richtigkeit und Ordnung ist, Herr M.?“ fragte ich, indem ich ihm sowohl die Rechnungen als auch die Quittungen vorlegte. Mit einiger Ueberraschung und, wie es mir schien, mit einem kaum zu verbergenden Mergel, blickte er mich lange an, ohne jedoch ein Wort zu sagen. Dann nahm er die ihm vor-

gelegten Papiere zur Hand, sah sie flüchtig durch und fuhr fort zu schreiben.

„Nun, worauf warten Sie denn eigentlich noch?“ fragte er unwillig, als ich noch immer auf meinem Plaze stehen blieb.

„Ich wünsche zu wissen, ob alles in Ordnung ist,“ war meine Antwort.

„Ich würde Ihnen gleich gesagt haben, wenn ich einen Fehler entdeckt hätte,“ sagte er barsch. „Und nun seien Sie so gut, sich an Ihre Arbeit zu begeben.“

„Zuvor, mein Herr, muß ich Sie noch aufmerksam machen, daß Sie mir gestern eine Banknote von hundert Gulden zuviel gegeben haben,“ begann ich, ohne meinen Platz zu verlassen. Und mit diesen Worten legte ich auch den Schein vor ihn auf das Pult. Sein Gesicht verfärbte sich und nahm einen seltsamen Ausdruck an, der jedoch ebenso schnell wieder verflog. Kaum hörbar murmelten seine Lippen: „Schon gut, lassen Sie den Schein dort liegen.“

Da ich nun weiter nichts zu sagen hatte, begab ich mich an meine Arbeit. Du kannst leicht begreifen, Karl, wie lang mir heute die Zeit wurde. Die mannigfaltigsten Gedanken schwirrten durch mein Gehirn. Den ganzen Morgen hindurch dachte ich an die traurige Lage meiner armen Eltern. Ich hatte versprochen zu thun, was in meinen Kräften stände. Aber was sollte, was konnte ich thun? Ich fühlte mich wieder einmal sehr unglücklich. Doch der Herr sandte mir Trost. Sein kostbares Wort: „Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen,“ — wirkte wohlthuend auf mein Gemüt und brachte das stürmische Bochen meines Herzens zum Schweigen. So schlug die Mittagsstunde; und da mein

Prinzipal sein Pult verließ, um sich zu entfernen, faßte ich Mut, stellte ihm mit kurzen Worten die traurige Lage meiner Eltern vor und bat ihn, mir einen Teil meines Gehalts voraus zu zahlen. Doch barsch und unfreundlich wie immer, verweigerte er die Erfüllung meiner Bitte und verließ das Zimmer. — Da stand ich nun bestürzt, verwirrt und wie an den Boden gebannt. Was nun anfangen? Jeder Ausweg war verschlossen. Auf's Tiefste betrübt, verließ auch ich das Comptoir. Draußen aber in der Hausthür vertrat mir unser Schließer den Weg mit der Frage, ob etwas zwischen mir und meinem Prinzipal vorgefallen sei.

„Ich wüßte eben nichts Besonderes,“ war meine Antwort. „Aber was veranlaßt Sie zu dieser Frage?“

„Ei, es muß sich etwas in einer Geldangelegenheit zugetragen haben,“ meinte der ehrliche Mann. „Ich würde keine Frage darüber an Sie gerichtet haben, wenn ich nicht zu gut wüßte, daß der Herr Prinzipal in diesem Stücke keine Gnade und kein Erbarmen kennt.“

„Machen Sie sich keine Sorge, Joseph,“ erwiderte ich; denn ich verstand die Warnung des guten Alten nur zu gut. „Ich habe nichts gethan, weshalb ich etwas zu fürchten hätte. Aber drücken Sie sich etwas deutlicher aus, Joseph!“

„Ja, sehen Sie, mein junger Herr, da muß jedenfalls ein Ungewitter im Anzuge sein,“ meinte der Schließer; „denn noch gestern Abend spät schickte mich der Prinzipal auf's Polizeiamt; und heute Morgen in aller Frühe schlich sich schon ein Beamter ins Haus. Nehmen Sie es nicht für ungut, daß ich Ihre Wege sehr besorgt gewesen bin; denn Sie sind noch jung und — die Verführung — —.“

„Ich danke Ihnen sehr für Ihre Teilnahme; aber machen Sie sich keine weitere Sorge; denn alles ist in Ordnung,“ sagte ich, dem ehrlichen Alten mit Wärme die Hand drückend. Ich kann Dir sagen, Karl, daß ich mit Freudenthränen aus dem Hause eilte. Mein Prinzipal hatte also schon gestern Abend seinen Irrtum in Betreff der hundert Gulden entdeckt und, in der Voraussetzung, daß ich der Versuchung nicht widerstehen würde, seine Maßregeln im Voraus getroffen. Anfangs fühlte ich mich in der größten Weise verletzt und konnte lange Zeit nicht zur Ruhe kommen. Jedoch allmählich kehrten bessere Gedanken in mein Herz zurück; ich erkannte die Macht der Liebe Gottes, die mich in der Stunde der Versuchung so gnädiglich bewahrt hatte. Mein Herz wurde erfüllt mit Freude und Dank; und selbst bei dem Gedanken an die düstern Wolken, die sich über meinem elterlichen Hause zusammenzogen und sich über unsern Häuptern zu entladen drohten, rief ich jubelnd aus: „Der Herr ist mein Helfer! Er wird mich nicht verlassen noch versäumen!“

Die Hände wie zum Gebet gefaltet, hatte der Greis bei diesen letzten Worten sein geseuchtetes Auge gen Himmel gerichtet; und lange verharrte er in feierlichem Schweigen, das der ebenfalls von tiefer Rührung ergriffene jugendliche Zuhörer nicht zu unterbrechen wagte.

## 4.

„In solch trostreiche Gedanken vertieft,“ hob der Greis endlich wieder an, „schlenderte ich durch die Straßen, ohne recht zu wissen, wohin. Da fühlte ich plötzlich den Druck einer Hand auf meiner Schulter; und mich halb erschrocken umwendend, erblickte ich unmittelbar an meiner



Seite eine männliche Gestalt, in welcher ich alsbald den Herrn W. erkannte, in dessen Hause ich gestern Abend das letzte Geld ausgezahlt hatte. Mit freundlichen Blicken mir die Hand reichend, jagte er, tief Athem schöpfend: „Sie haben mich einen langen Gang thun lassen, mein junger Freund. Von der Hochstraße an bis hierher bin ich Ihnen gefolgt und war kaum imstande, Sie wieder einholen zu können.“

„Von der Hochstraße an?“ fragte ich in nicht geringer Verwunderung.

„Ja, ich war gerade in der Nähe Ihres Comptoirs, als Sie aus dem Hause traten,“ erwiderte er. „Sie haben mich bei Ihrer großen Eilfertigkeit nicht bemerkt. Nun sagte mir aber Joseph, der alte Schließer, daß Sie auf dem Wege seien, Ihr Mittagsmahl zu halten. Wie aber kommt es, daß Sie nicht auf dem Heimwege sind?“

„Weil ich nicht die Absicht habe, heute zu Mittag zu speisen,“ war meine Antwort.

„Dann denken Sie anders als ich,“ jagte er lächelnd. „Das Rennen durch die Straßen hat mir Appetit verursacht; und da ich gerade einige Worte mit Ihnen zu sprechen habe, so ersuche ich Sie, mich zu begleiten. Kommen Sie!“ Mit diesen Worten nahm der freundliche Mann meinen Arm; und ich folgte ihm willenlos in die Stadt zurück. Bald erreichten wir einen Gasthof; und ehe er mir noch über sein Thun Aufschluß gegeben hatte, saß ich schon mit ihm an einem mit Speisen besetzten Tische, wo ich mir's herrlich schmecken ließ und mit Spannung den bereits angekündigten Mittheilungen meines neuen Gönners entgegenharrte.

„Und nun,“ begann dieser endlich, nachdem unser

beider Appetit gestillt war, „hoffe ich, mein junger Freund, daß Sie recht offen gegen mich sein werden; und um Ihnen dieses leicht zu machen, will ich Ihnen zuerst mit Offenheit entgegenkommen.“ — Darauf teilte er mir mit, daß er gestern Abend, während ich in seinem Zimmer gewesen war und allein zu sein geglaubt hatte, die Banknote von hundert Gulden bemerkt habe, welche ich in hastiger Eile in der Tasche barg. — „Da dachte ich unwillkürlich,“ fuhr Herr W. fort, „bei dem jungen Herrn dort muß der Karren irgendwo im Dreck stecken. Um jedoch nicht voreilig ein Urteil zu fällen, folgte ich Ihnen auf Ihrem Heimwege von weitem nach. Anfangs fürchtete ich, Sie würden in irgend einem Wirtshause einkehren; aber ich täuschte mich und konnte Sie nun unbemerkt bis an Ihr elterliches Haus begleiten. Was ich nun weiter beginnen sollte, war mir nicht klar; daher harrete ich auf Ihre Rückkehr. Und zu meiner nicht geringen Freude traten Sie bald wieder aus dem Hause und nahmen Ihren Weg nach einem Bäckerladen. Halt! dachte ich, hier wird die Banknote ausgewechselt werden. Allein zum Glück täuschte ich mich nochmals; denn ich war nahe genug, um sehen zu können, daß Sie Ihre Einkäufe mit einem Gulden berichtigten. Aus Ihren Blicken aber las ich es deutlich heraus, daß Sie sich in einer traurigen Lage befinden mußten. Auch fand ich, nachdem ich mich in der Nachbarschaft nach Ihnen erkundigt hatte, meine Vermutung bestätigt und kehrte nach Hause zurück. Doch unaufhörlich war ich in meinem Herzen mit Ihnen beschäftigt; ich konnte nicht einschlafen und wälzte mich auf meinem Lager hin und her. Ach! dachte ich, vielleicht drücken die Sorgen der Nahrung den armen Jüngling so sehr darnieder, daß

er den Einflüsterungen des Teufels Gehör giebt und seine Hand nach fremdem Gute ausstreckt. -- Dieser Gedanke war mir peinlich. Ich verließ in höchster Aufregung mein Lager; und wissen Sie, was ich gethan habe?"

„Nun?“ fragte ich in fast atemloser Spannung.

„Ich sank auf meine Kniee und flehte zum Herrn, daß Ihr Glaube nicht aufhören möchte,“ war die Antwort des gottesfürchtigen Mannes. Was ich in diesem Augenblick fühlte, lieber Karl, kann ich Dir nicht beschreiben. Ein fremder Mann, aber ein Bruder im Herrn, hatte in jener für mich so verhängnisvollen Stunde für mich gebetet, während ich mich allein und von aller menschlichen Hülfe entblößt fühlte. Ein Strom von Thränen wälzte sich über meine Wangen, und in der gewaltigen Bewegung meines Herzens konnte ich keine andern Worte finden, als: „Wie? Sie haben damals für mich gebetet, Herr W.“

„Ja,“ war seine Antwort, „der Herr hat mich dazu gezwungen und, ich zweifle nicht daran, mein Seufzen vernommen und erhört. Doch meine Erzählung ist noch nicht zu Ende. Ich war heute Morgen in Ihrem elterlichen Hause und später bei dem Wietzherrn Ihres kranken Vaters; und letzterer hat mir versprochen, den Verkauf des Hausrats um vierzehn Tage verschieben zu wollen. Nachdem dies geschehen war, eilte ich nach der Hochstraße, weil ich um Iohretwillen noch immer in Unruhe war. Das Weitere ist Ihnen bekannt. Und nun teilen Sie mir offen und freimütig mit, was Sie gethan und welche Erfahrungen Sie gemacht haben. Wie sehr ich mich für Sie interessiere und welchen Anteil ich an Ihrem Schicksalen nehme, werden Sie jetzt schon begreifen können.

„Deshalb schütten Sie mir, Ihrem Freunde, Ihr ganzes Herz aus.“

Wie hätte ich einem solchen Manne mein Herz verschließen können? Ich erzählte ihm meine ganze Lebensgeschichte; denn ich hatte in ihm einen teilnehmenden, zärtlich besorgten Freund gefunden. Er war entrüstet, als ich ihm mittheilte, daß mein Prinzipal sich geweigert habe, mir einen Voranschuß zu bewilligen.

„Wie viel verdienen Sie?“ fragte er mich; und nachdem ich ihm darüber Auskunft gegeben hatte, fuhr er fort: „Würden Sie wohl in eine Stellung eintreten wollen, in welcher Sie das Doppelte verdienen können?“

Du wirst leicht begreifen, lieber Karl, daß ich mit Freuden auf einen solchen Vorschlag einging. Jetzt schwieg Herr W. und schien über einen Plan nachzusinnen. Ich wartete mit wachsender Spannung auf das, was kommen würde. Endlich hob er an:

„Ich habe mich zwar noch nie in Angelegenheiten gemischt, die das Verhältnis zwischen einem Prinzipal und seinen Gehülfen berühren. Allein in diesem Falle kann es nicht umgangen werden. Harren Sie hier einige Augenblicke bis zu meiner Rückkunft. Ich werde Sie schon bei Ihrem Prinzipal entschuldigen.“

Mit raschen Schritten verließ er das Zimmer, und etwa nach einer halben Stunde kehrte er zurück. Mir die Hand mit freundlichen Blicken reichend, sagte er: „Sie brauchen nicht mehr auf Ihr bisheriges Comptoir zurückzukehren. Kommen Sie morgen zu mir; und ich werde Ihnen Arbeit zuweisen. Und jetzt eilen Sie nach Hause und stecken Sie diese Banknote von hundert Gulden ein, die mir Ihr Prinzipal für Sie gegeben hat. Nun! Gott befohlen, bis morgen!“

Der freundliche Mann war verschwunden, während ich noch wie versteinert dastand und nicht recht wußte, wie mir geworden war. Ach! mir war es, als sei mit einem Male eine Centnerlast von meinem Herzen gewälzt worden. Mit geflügelten Schritten eilte ich durch die Straßen der elterlichen Wohnung zu. Ich hätte laut jubeln und allen Leuten, die mir begegneten, mein Glück verkündigen mögen. Und Welch freudige Ueberraschung wurde mir im elterlichen Hause zu teil! In der That war der Verkauf der Hausmöbel um vierzehn Tage verschoben worden; und zudem hatte Herr W. einen großen Vorrat von Lebensmitteln geschickt, so daß wir jetzt nicht nur keinen Mangel, sondern sogar Ueberfluß hatten. Wahrlich, der Herr hatte gezeigt, daß Sein Arm nimmer zu kurz ist. Er hatte über Bitten und Verstehen geholfen. O wie unendlich groß ist Seine Liebe!“ — —

„Und nun, Karl, ist meine Geschichte zu Ende. — Viele Jahre blieb ich, wie Dir bereits bekannt ist, im Hause meines Gönners, zuerst als sein Buchhalter und dann als Teilhaber des Geschäfts; und endlich sogar wurde ich sein Schwiegerjohn. O mein Sohn, möge der Herr geben, daß Du, wenn die Versuchungen der Welt und des Teufels an Dich herantreten, wie ich bewahrt bleibest durch die Macht Seiner Gnade!“

---

## Jakob, der kleine schwarze Sklave.

Bevor die Sklaverei in Amerika aufgehoben war, fand man allerwärts große Ländereien, deren Bearbeitung ganz durch arme, ihrer Freiheit beraubte Neger bewerkstelligt wurde. Die Eigentümer solcher Pflanzungen waren oft im Besitz von mehreren hundert Sklaven männlichen

und weiblichen Geschlechts, die in kleinen, armfeligen Hütten wohnten und von rohen, unmenschlichen, mit einer Peitsche bewaffneten Aufsehern zur Arbeit getrieben und überwacht wurden. Wenn nun jene armen Leute, durch die brennenden Sonnenstrahlen ermattet, ein wenig auszuruhen trachteten, so wurde sofort die Peitsche in Bewegung gesetzt, um die Unglücklichen zur Fortsetzung ihrer Arbeit anzutreiben. Selbst schwächliche kleine Kinder mußten arbeiten; sie mußten entweder von Morgen bis Abend das Land umgraben helfen oder auf ihrem Kopfe schwere Körbe tragen.

Was aber das Elend noch vergrößerte, war, daß diese unglücklichen Geschöpfe wie das Vieh gekauft und verkauft wurden. Wenn ein Sklavenbesitzer entdeckte, daß ein Knabe oder ein Mädchen nicht stark genug war, um die verlangte Arbeit thun zu können, oder wenn er keine Kinder um sich her zu sehen wünschte, so entriß er sie den jammernden Eltern und verkaufte sie an andere Sklavenhalter. Nicht selten geschah es sogar, daß er einen Mann ohne dessen Frau verkaufte, welche dann allein und mit gebrochenem Herzen zurückbleiben mußte; und wenn diese zu viel weinte, so mußte sie die Peitsche fühlen.

Es gab jedoch auch Herren, welche gütig und menschlich gesinnt waren gegen ihre Sklaven; aber dann lebten diese in beständiger Furcht, daß dieselben sterben oder gezwungen werden könnten, sie zu verkaufen, um Geld zu bekommen.

Der kleine Knabe, dessen Geschichte ich hier erzählen will, hieß Jakob. Er war ein fähiges Kind, im Alter von ungefähr acht Jahren, und hatte stets bei seiner Mutter in einer Hütte der Plantage gewohnt. Wenige

Tage nach seiner Geburt war sein Vater gestorben; und nur eine Woche vor der Zeit, in welcher unsre Erzählung beginnt, war ihm auch seine Mutter durch den Tod entrissen worden. Der arme Kleine blieb also allein übrig. Bisher hatte er keine schlechte Behandlung von seiten seines Herrn erfahren; auch hatte man ihn nie zu einer Arbeit angetrieben, die seine schwachen Kräfte überstiegen hätte. Doch jetzt trat eines Morgens in aller Frühe der Sklavenaufseher in die Hütte, wo Jakob noch in seinem Bette lag.

„Flugs aufgestanden!“ schrie er, indem er ihm einen leichten Peitschenschlag über die Schultern versetzte. „Du bist jetzt stark genug, um arbeiten zu können.“

„Bist Du es, Mutter?“ fragte das Kind, sich die Augen reibend; aber den Aufseher erkennend, erhob er sich und rief erschrocken: „Was wollen Ihr, Massa? Ich haben nichts Böses gethan.“

„Das ist möglich,“ erwiderte der rohe Mensch. „Aber nimm Dich auch in acht, Böses zu thun; denn sonst wirst Du mit meiner Peitsche Bekanntschaft machen. Aber nun flugs aus dem Bett und an die Arbeit! Das Faulenzen hat jetzt für immer ein Ende.“

Mit diesen Worten trieb er den Kleinen an einen Ort, wo bereits eine Anzahl Männer und Weiber mit dem Einern von Baumwolle beschäftigt waren, welche von den Kindern in große Körbe getragen wurden. Anfangs fand Jakob diese Arbeit sehr angenehm; aber je höher die Sonne stieg, desto mehr begannen seine Glieder zu erlahmen, so daß er zuletzt kaum imstande war, seine Bürde zu tragen. Aber der Aufseher war da; und wer ohne seine Erlaubnis einen Augenblick auszurufen wagte, fühlte sofort die Peitsche auf Schulter

oder Rücken. Der arme Kleine setzte daher seine Arbeit fort, bis das Tagewerk vollbracht war; als er aber seine Hütte erreichte, fiel er vor Müdigkeit und Erschöpfung zu Boden. Er weinte laut und dachte mit sehnsüchtigem Verlangen an seine Mutter. Er dachte auch an den Gott, von welchem seine Mutter so oft mit ihm gesprochen hatte; und er flehte zu Ihm, daß Er ihm doch zu Hülfe kommen möge.

Nachdem er sein Abendbrot verzehrt hatte, fiel er in einen tiefen Schlaf. Es träumte ihm, daß er das schöne Land Kanaan sehe, von welchem ihm die Mutter so oft erzählt hatte; und als er am folgenden Morgen erwachte, flehte er zum Herrn, ihn doch in dieses schöne Land zu führen, oder doch wenigstens an einen andern Ort, wo er glücklich sein könne und nicht mehr so viel arbeiten müsse. Und der Herr erhörte das Gebet des kleinen Jakob.

Am folgenden Tage, als er sich mit den andern an der Arbeit befand, kam sein Herr, um seine Sklaven zu befehlen; und Jakob hörte deutlich, wie er zu dem Aufseher sagte:

„Morgen werden zwanzig dieser Kinder auf den Markt zum Verkauf geführt. Sie sind hier unnütz; zudem brauche ich Geld.“

In der Frühe des folgenden Tages versammelte der Aufseher zwanzig Kinder, unter welchen sich auch unser Jakob befand, und führte sie, wie es bei uns zu Lande mit den Pferden und Ochsen geschieht, auf den Markt. Man hatte sie zu zwei und zwei an einander gefesselt, um sie am Entlaufen zu verhindern; und so schritten sie, getrieben von ihrem Führer, dem Markte zu. Der kleine Jakob war fast zu Tode erschöpft, als das Ziel



der Wanderung erreicht war; und der Lärm des Marktes füllte sein Herz mit Angst und Schrecken. Er war einer der ersten, welche zum Verkauf ausgedoten wurden. Der Aufseher stellte ihn auf einen Holzblock, von wo aus ein jeder ihn sehen konnte, und bot dann den Vorübergehenden diesen kleinen Sklaven für 200 Dollars an. Ein mürrisch aussehender Mensch mit einer Pfeife im Munde näherte sich ihm und betastete prüfend seine Glieder. Der kleine Jakob begann bitterlich zu weinen; große Thränen träufelten über seine Wangen herab, und stets hörte man ihn schreien: „O Mutter, Mutter! was soll aus mir werden?“

In diesem Augenblick schritt ein neuer Fremder vorüber, der soeben aus England angekommen war und sich genähert hatte, um sich den Sklavenhandel mit eignen Augen anzusehen. Er schien tief ergriffen und fast unfähig zu sein, das traurige Schauspiel anzusehen. Schon war er im Begriff, sich wieder zu entfernen, als das Jammergeschrei des kleinen Jakob seine Aufmerksamkeit fesselte. Er näherte sich wieder und betrachtete das arme Kind, welches, seine freundliche Miene sehend, die Arme nach ihm ausstreckte. Der Aufseher aber versetzte dem Kleinen einen Schlag und gebot ihm zu schweigen.

„Wie hoch ist der Preis dieses Kindes?“ fragte der Fremde.

„Zweihundert Dollars,“ war die Antwort.

Der Fremde prüfte den Inhalt seiner Börse und entdeckte, daß er alles Geld ausgeben müsse, was für den Augenblick in seinem Besitze war. Er überlegte und murmelte vor sich hin:

„Das ist in der That eine große Summe; da wird

ja alles darauf gehen, was ich bei mir habe. Ich glaube, daß es besser sein wird, von dem Handel abzustehen."

Noch einmal erhob er seine Blicke auf den jammern- den Knaben. Der arme kleine Neger war außer sich vor Schrecken; alle seine Glieder zitterten, und ein Strom von Thränen benetzte seine Wangen. Das konnte der fremde Herr nicht länger ertragen. Er entschloß sich, die geforderte Summe zu zahlen.

„Hier ist das Geld; der Sklave ist mein,“ jagte er zum Aufseher, indem er die zweihundert Dollars zahlte, und sich von demselben eine Bescheinigung geben ließ; und sich dann an den Kleinen wendend, rief er ihm zu: „Du bist frei, mein Kind. Niemand kann Dich jetzt verkaufen; denn ich habe Dich gekauft. Was gedenkst Du jetzt zu thun?“

Jakob ergriff die Hand seines Befreiers und bedeckte sie mit vielen Küffen, indem er rief:

„O, Dank! Dank! Ich liebe Euch, ich arbeite für Euch, ich Euch nimmer verlassen!“

Und in der That, Jakob hat nie seinen edelmütigen Freund verlassen. Er begleitete ihn nach England und blieb stets in seinen Diensten. Es war die Freude seines Herzens, sich ganz dem zu widmen, welcher ihn gekauft hatte; und oft dankte er dem Herrn, der ihn in seiner Not so gnädiglich erhört hatte.

Ich bin gewiß, daß alle meine jungen Freunde, welche diese Geschichte lesen, sich freuen werden, keine Sklaven zu sein. Aber was denkt ihr, wenn ich euch sage, daß ich viele Kinder in unserm Lande kenne, welche dennoch Sklaven sind? Sie haben alle einen und denselben Herrn, und zwar einen sehr harten Herrn. Er

hat sie mit Ketten gefesselt und bietet alles auf, um sie in seinem Dienst zu behalten. Er läßt sie eine Menge böser Dinge verrichten; und wenn sie Böses gethan haben und die Folgen davon tragen, so überläßt er sie ihrem Schicksal. Nie kommt er ihnen zu Hülfe, wenn sie unglücklich sind. Und was das Schlimmste ist, er täuscht sie; denn sobald er sie in seinen Dienst geschleppt hat, zeigt er ihnen die schönsten Dinge, um ihre Augen zu blenden, so daß die armen Kinder sich einbilden, sie seien glücklich, wenn sie ihrem Herrn gehorchen. Auch sind sie sein Eigentum und sind ganz in seiner Macht, aus der sie sich nimmer losmachen können.

Wollt ihr den Namen dieses Herrn wissen? Es ist der Teufel.

Ach! ich fürchte, daß manches Kind, welches diese Geschichte liest, auch ein Sklave Satans ist. Ihr wißt es vielleicht nicht; aber das Wort Gottes sagt, daß man entweder ein Kind Gottes, oder ein Sklave Satans ist, und daß, wenn ihr nicht das ewige Leben habt, der Zorn Gottes auf euch bleibt.

Satan verleitet sowohl Kinder als auch Erwachsene zum Bösesthum. Er verführt sie zu lügen, ihre Fehler zu verbergen, schlechte Worte zu sagen, ungehorsam zu sein und sich ganz vom Herrn Jesu abzuwenden. Er ist es, der den Kindern sagt, daß sie noch zu jung seien, um sich mit ihrer Seele zu beschäftigen und den Weg zum Himmel zu suchen. Obwohl viele Kinder in jugendlichem Alter sterben, so macht er sie doch glauben, daß sie immer noch Zeit genug haben, an solche Dinge zu denken. Oft gehorchen sie ihm schon, wenn sie kaum laufen und sprechen können, indem sie das verrichten,

was ihnen ihr böses Herz eingiebt; und sie setzen ihren Weg fort, bis Satan gewiß ist, sie für immer bei sich zu haben in dem See, der mit Feuer und Schwefel brennt.

Ist dieser Gedanke nicht schrecklich? Und seht ihr nicht darin, wie böse euer Herz ist? Ihr bildet euch vielleicht ein, daß ihr nicht so schlecht seid, wie viele Kinder eurer Bekanntschaft; aber ist das der Weg, um in den Himmel zu kommen?

Wenn ihr eine Lüge gesagt habt, wenn ihr einmal ungehorsam gewesen seid, wenn ihr ein einziges böses Wort ausgesprochen, oder einen einzigen schlechten Gedanken gedacht habt — und ihr wißt, daß ihr alles dieses mehr als einmal gethan — so werdet ihr nicht eher in den Himmel eingehen können, bis euch diese Sünde vergeben ist. Euer Herz ist nicht rein; es ist durch die Sünde beschmutzt; und bevor ihr in den Himmel eintreten könnt, muß euer Herz von aller Sünde abgewaschen sein.

Aber ich kenne jemanden, welcher Mitleid mit euch gehabt, und welcher euch geliebt hat — jemanden, welcher ebenso barmherzig wie mächtig ist, und welcher größere Macht hat als der Herr, dem ihr bisher gedient habt. Er ist bis zu dem Platze, auf welchem ihr euch befindet, herabgestiegen und hat ein Werk vollbracht, das euch aus der Sklaverei Satans zu befreien vermag. Der Herr Jesus — denn Er ist es, von dem ich rede — hat über Satan gesiegt und ihn seiner Macht beraubt; und wenn ihr zu Ihm geht und in Seiner Nähe bleibt, so werden die Ketten, womit ihr gefesselt seid, zerreißen. Er wird euch eure Sünden vergeben. Er wird euch Seine Liebe zeigen. Nur müßt ihr glauben, was

Jesus euch sagt, nämlich daß Er das Lösegeld für euch bezahlt und euch gekauft hat, und daß ihr durch Ihn befreit seid.

Ist das nicht eine gute Botschaft? Wollt ihr sie nicht annehmen und von Herzen dem Herrn Jesu danken? O wartet nicht länger, meine lieben jungen Leser; nahet euch in gläubigem Vertrauen und erkennet in Jesu euern neuen Herrn; denn Satan steht auf der Mauer; und wenn ihr zögert, so wird er euch überreden, die Sache bis auf spätere Zeiten zu verschieben; und der Tod wird kommen, ehe ihr es denkt, und dann werdet ihr für immer verloren sein.

Die Geschichte des kleinen schwarzen Jakob wird euch die Sache erklären. Als er auf dem Markte zum Verkauf ausgestellt war, erfüllt von Angst und Schrecken, weinend und an die Grausamkeit seines Gebieters denkend, näherte sich ihm der gute Fremde, zahlte die geforderte Summe und schenkte ihm seine Freiheit. Jakob glaubte seinem Worte; er dankte seinem edelmütigen Freunde; und von dem Augenblick an verband er sich mit ihm und diente ihm während seines ganzen Lebens.

Und ihr? Was gedenkt ihr zu thun?

Satan war euer Gebieter; und Jesus ist gekommen euch zu befreien. Satan hatte die Macht des Todes; und Jesus erduldet den Tod, als den Sold der Sünde, und wird euch frei und glücklich machen, wenn ihr an Ihn glaubt und an das, was Er für euch gethan hat. Wollt ihr weniger dankbar sein als Jakob? Wollt ihr euch nicht zu den Füßen Jesu niederwerfen und Ihn für Seine Liebe preisen? Wollt ihr nicht euer Glück darin finden, Ihm euer ganzes Leben zu widmen?

Der freundliche Fremde ließ sich von dem Aufseher

eine Bescheinigung geben zum Beweise, daß er für Jakob zweihundert Dollars bezahlt habe. Das Wort Gottes, die Bibel, enthält für uns das Zeugnis, daß das Lösegeld am Kreuze für uns bezahlt ist; und dieses kostbare Buch sagt uns, daß, wenn wir an Jesum glauben und Ihn als unsern Herrn anerkennen, wir von der Macht Satans befreit sind und das ewige Leben haben.

Und welch ein Lösegeld hat Jesus bezahlt, um uns die Freiheit zu geben? War es Gold oder Silber? Waren es herrliche und erhabene Dinge des Himmels? O nein. Das Einzige, was uns loszukaufen und uns weißer als Schnee zu machen vermochte, war Sein eignes, kostbares Blut. Welch ein Kaufpreis! Aus Liebe zu uns hat Er ihn bezahlt. Er kam in die Welt, zeigte uns das Bild eines reinen und heiligen Lebens und starb für unsre Sünden am Kreuze; und Sein Blut reinigt von aller Sünde.

O weiset eine solche Liebe nicht von euch! Wendet euch nicht ab, wenn Jesus euch einladet, zu Ihm zu kommen? Denn wenn ihr es thut, so werdet ihr später inmitten der entsetzlichsten Verzweiflung die Strafe aller derer teilen müssen, welche das kostbare Blut des Sohnes Gottes verachtet haben.

---

## Der Knabe und der Priester.

Ein römischer Priester in Irland begegnete eines Tages einem kleinen Knaben, der, seine Bibel in der Hand, über das Feld her aus der Schule kam.

„Besuchst Du jene Schule dort, Knabe?“ fragte der Priester, indem er auf die protestantische Schule hinwies.

„Ja,“ war die Antwort des Kleinen.

„Nun, ich dachte es schon,“ fuhr jener fort. „Ich habe es sofort an dem Buche gemerkt, daß Du da in Deiner Hand hast. Es ist ein sehr schlechtes, von Kettern geschriebenes Buch; gieb es her!“

„Das Buch ist das Wort Gottes,“ fiel der Knabe in bestimmtem Tone ein. „Wir finden darin den Weg zur Seligkeit. Gott zeigt uns darin, daß wir alle Sünder sind, und daß wir zu dem Herrn Jesu kommen müssen, wenn wir errettet werden wollen.“

„Unsinn!“ brummte der Priester. „Komm mit mir ins Haus.“

Der Knabe that dies; und nachdem beide in das Wohnzimmer des Priesters getreten waren, riß letzterer die Bibel dem Knaben aus der Hand und schleuderte sie ins Feuer.

„Du sollst nicht mehr in diesem Buche lesen,“ jagte er mit zorniger Geberde; „es ist ein schlechtes Buch, und ich werde es fortan nicht mehr gestatten, daß Du die protestantische Schule besuchst. Merke Dir das!“

Die Bibel loderte in hellen Flammen empor, und der Knabe sah anfänglich sehr traurig aus. Doch nach und nach schien er sich zu beruhigen; und endlich sogar spielte ein heiteres Lächeln um seine Mundwinkel.

„Warum lachst Du, Knabe?“ fragte der Priester in höchstem Zorn.

„Ich kann mir nicht helfen, ich muß lachen,“ erwiderte der Knabe.

„Und ich befehle Dir, mir zu sagen, warum Du lachst,“ gebot der Priester.

„Ich muß eben lachen,“ erwiderte der Knabe, „weil ich daran dachte, daß Euer Ehrwürden die zehn Kapitel,

welche ich auswendig gelernt habe, doch nimmer verbrennen können.“

Der Priester biß sich auf die Lippen und wies dem Knaben die Thür. Wir aber wollen hoffen, daß die auswendig gelernten Kapitel nicht nur in dem Kopfe des Knaben geblieben, sondern auch in sein Herz und Gewissen gedrungen sein mögen.

---

## Die kleine Säerin.

Ein gutes Beispiel ist mehr wert als tausend noch so schöne Worte. Hier bringe ich ein solches Beispiel für alle, die den Herrn Jesum lieb haben, für Groß und Klein. Möchte es nur recht beherzigt werden!

Die kleine Flora hatte an ihrem Geburtstage ein schönes Buch erhalten, in welchem die Geschichte eines jungen Soldaten erzählt war. Als sie dieselbe gelesen hatte, rief sie aus: „O wie gern möchte ich dem Jakob gleich sein! Aber ich weiß, daß ich nicht thun kann, was er gethan hat. Ich werde nie von der Liebe Jesu zu andern reden können. Wenn ich nur noch Brüder und Schwestern hätte! Mit ihnen würde ich vielleicht reden können; aber die habe ich nicht. Unjre Magd, die Maria, weiß mehr von diesen Dingen als ich. Wenn Besuch ins Haus kommt, dann wage ich kaum die Augen aufzuschlagen. Ich würde nie den Mut haben, jemandem zu sagen, daß er nicht fluchen dürfe, so wie Jakob es that. Und doch möchte ich so gern etwas thun, um andere mit dem Herrn Jesu bekannt zu machen.“

In diesem Augenblick sah Flora einen Traktat auf dem Tische liegen, den sie früher gelesen und worin sie viel Trost für ihr Herz gefunden hatte.



„Dieses Blättchen hat zu meinem Herzen gesprochen,“ dachte sie; „vielleicht mag es auch zu andern sprechen. Es sagt gerade das, was ich gern sagen möchte, wenn ich nur alt genug wäre, um mit jemandem sprechen zu können. Wenn ich doch einige davon ansteilen könnte! Hundert Exemplare kosten nur zehn Groschen. Da würde ich dreißig für drei Groschen erhalten, und dreißig Menschen würden dadurch vieles von Gott lernen können. Ich weiß, daß mein Vater noch viele von diesen Traktaten im Schrank liegen hat, und ich will ihn fragen, ob er mir dreißig davon verkaufen will.“

Ihr Vater that es gern; doch lächelte er ein wenig über den Eifer seines Kindes. Sie zählte ihr Päckchen oft nach. „Sie sind wie eine Handvoll Samenkörner,“ dachte sie; „wer weiß, was für ein schöner Baum daraus emporkwachsen wird?“ Aber dann wanderten ihre Gedanken weiter. War es nicht ebenso schwer, jemandem einen Traktat zu geben, als mit ihm zu sprechen? Sie erkannte, daß sie weder das eine noch das andere vermochte, und fühlte sich versucht, ihrem Vater die Traktate zurückzugeben.

Des andern Tages wurde sie mit Maria ausgesandt, um im nächsten Dorfe etwas zu bestellen. Sie legte drei Traktate in ihr Körbchen, obgleich sie daran zweifelte, daß sie den Mut haben würde, sie zu verteilen. Als sie so dahinritten, kam Flora ein Gedanke, der mehr Furcht als Weisheit verriet. Sie hörte in der Ferne einen Wagen kommen, und schnell legte sie einen ihrer Traktate auf die Hecke, welche den Weg entlang lief. „Vielleicht,“ dachte sie bei sich selbst, „wird der Fuhrmann ihn sehen und wegnehmen.“ Sie ging dann eilig vorwärts, ohne sich nur einmal umzusehen, aus Furcht, der Mann möchte merken, daß das Blatt von ihr sei.

Als die beiden ihre Bestellung gemacht hatten, kehrten sie wieder um, und Flora verlangte sehr zu erfahren, ob der Fuhrmann das Papier auch bemerkt und mitgenommen habe. „Es ist nicht mehr da!“ rief sie voller Freude aus.

„Nein, Flora, aber hier ist es,“ sagte Maria, indem sie es völlig beschmutzt vom Boden aufhob. „Der Wind hat es weggeweht.“

Da wurde das arme Mädchen sehr traurig. Dieser Traktat konnte jetzt niemandem mehr gegeben werden. „Ich sehe wohl,“ sagte sie, „daß es auf diesem Wege nicht geht, und es auf einem andern zu thun, dazu habe ich keinen Mut. Ich glaube nicht, daß ich von meinen Traktaten welche loswerde.“

Als sie eine Strecke weiter gegangen waren, sahen sie einen Bettler, in Lumpen gehüllt, unter einem Baume sitzen.

„Wie elend sieht der Mann aus!“ sagte Flora. „Ich glaube, daß ich noch einen Groschen in der Tasche habe.“ Sie suchte nach und dachte dabei, daß es dem Manne wohl lieb sein möchte, wenn sie ihm zugleich einen Traktat gäbe. „Das eine,“ dachte sie, „ist gut für den Leib, das andere für die Seele.“

Flora war überzeugt, daß der Groschen willkommen sein würde; und war es der Traktat auch nicht, so gab sie ihn doch um jenes willen dem Manne ohne Furcht.

„Gott segne Dich, mein Kind!“ sagte der alte Mann mit solch herzlichem Tone und freundlichem Gesicht, daß Floras Herz vor Freude hüpfte. Und als sie sich bald darauf umjah, rief sie ganz glücklich aus: „O Maria, er liest den Traktat!“

Au Floras Hausthüre stand ein kleiner Knabe mit

einem Storbe voll Eier am Arm. Ermutigt durch die Begegnung mit dem Bettler und weniger sich fürchtend, mit einem Kinde zu sprechen, sagte sie zu dem Knaben: „Möchtest Du nicht gern eine schöne Geschichte lesen?“

„Ich kann nicht lesen,“ antwortete das Kind. — Flora ging getäuscht von ihm weg; aber sogleich kam sie wieder zurück und fragte: „Ist denn niemand in Euerm Hause, der lesen kann?“

„Jawohl, der Vater kann es,“ sagte der Knabe.

„Willst Du ihm denn dieses geben?“ fragte Flora.

Der Knabe nickte bejahend, nahm das Büchlein und steckte es sorgfältig weg.

Als Flora nach Hause kam, fand sie eine Dame mit ihrer Tochter bei ihren Eltern. „Frau S.," jagte die Mutter zu ihr, „bleibt heute Mittag bei uns; Du kannst wohl ein wenig mit Margarethe im Garten spielen, bis das Essen fertig ist.“

Flora holte bereitwillig alle ihre Spielsachen herbei und zeigte sie der kleinen Margarethe. — „Du hast auch schöne Bücher, sehe ich,“ jagte diese.

„Liest Du gern, Margarethe?“ fragte Flora.

„Schöne Geschichten sehr gern,“ erwiderte sie; „aber es ist mir noch viel lieber, wenn sie mir vorgelesen werden, da meine Augen sehr schwach sind.“

„Ich habe hier eine sehr schöne Geschichte, die auch wahr ist,“ sagte Flora. „Sie ist von einer Dame geschrieben, welche während des großen Aufruhrs in Indien war.“

„Es ist mir ungemein lieb, etwas aus Indien zu hören,“ rief Margarethe aus. „Mein Bruder ist dort Soldat.“ Flora erbot sich, ihr die Geschichte vorzulesen. Margarethe nahm das gern an, aber kaum hatten sie zwei Seiten gelesen, als sie zum Essen gerufen wurden.

„Es thut mir leid, daß wir aufhören müssen,“ sagte Margarethe.“

„Wenn Du willst, kannst Du das Büchlein mitnehmen,“ entgegnete Flora.

„Sehr gern,“ war die Antwort; „doch will ich es nicht für mich behalten. Es wird in kurzem meinem Bruder ein Koffer geschickt; und da er selbst Soldat ist, so wird es ihm sicher eine Freude sein, etwas über Soldaten zu lesen, und deshalb will ich es ihm senden.“ Ein Gefühl von Freude erfüllte Floras Herz, und sie dachte: „Wie gut ist der Herr, daß Er mir Gelegenheit giebt, nützlich zu sein! Jetzt geht mein Traktat zu jemandem, den ich noch nie gesehen habe, und bringt ihm das Evangelium.“

Es dauerte einige Zeit, bis Flora alle ihre Traktate ausgeteilt hatte, obwohl sie ihr Bestes that und jeden Tag wenigstens einen ausgab. Mehrere Male wurde sie verdrießlich und mutlos; aber dann dachte sie an den Herrn, der das Geringe segnen will.

„Flora,“ sagte ihre Mutter eines Morgens zu ihr, „setze Deinen Hut auf und gehe mit mir aus. Ich will die Frau des Thomas besuchen, die in ihrem Häuschen am Ende der Straße krank liegt.“

„O Mama,“ sagte Flora, „dahin gehe ich nicht gern. Thomas flucht so schrecklich, und ich fürchte mich, mit ihm zusammen zu treffen.“

„Thomas ist ein böser Mann,“ erwiderte die Mutter, „und seine Frau ist sehr zu bedauern. Doch um diese Zeit ist er sicher an seiner Arbeit, und seine arme Frau wird sich über unsern Besuch freuen.“ — Der Hut war bald aufgesetzt, und sie gingen. Die Frau lag im Bett. Der Besuch war ihr höchst willkommen. Ein kleines

Mädchen holte Stühle herbei. Auf dem Bett der Frau lag ein Traktat, und Floras Mutter fragte, ob der Prediger den Traktat zurückgelassen habe.

„O nein,“ antwortete die Frau, „mein kleiner Knabe brachte ihn vor etwa drei Wochen mit. Er sagte, ein junges Mädchen habe ihm denselben gegeben, um ihn seinem Vater zu bringen. Ich bin auch gewiß, daß es ein gesegneter Traktat ist,“ fuhr die Frau fort, und Thränen füllten ihre Augen. „Mein Mann war begierig, den Inhalt desselben kennen zu lernen, und las ihn beim Schein der Lampe vor; und oft, sehr oft hat er seitdem darüber gesprochen. Wie schön spricht das Blatt über die Sünder und über den Erlöser, und alles ist vollkommen wahr. Und wie schön und einladend sind die Verse darunter! Alle im Hause kennen sie auswendig. Mein Mann war sonst sehr gleichgültig; aber seitdem er den Traktat gelesen hat, ist er ganz anders geworden. Er liest viel in der Bibel, und gestern sagte er mir, er hoffe auch einmal denselben Weg zu wandeln, den der junge Soldat gewandelt sei.“

Flora hätte vor Freude laut aufjubeln mögen. So klein sie war, so hatte sie doch einem Sünder den Weg gezeigt, auf welchem er Jesum finden konnte. Sie hatte etwas für eine unsterbliche Seele gethan, und voll Freude dankte sie dem Herrn für Seine Gnade. — Hast du, mein junger Leser, den Herrn Jesum lieb, so gehe hin und thue desgleichen!

---

## Der Beweis.

### 1.

Es war Winter. Die Firsten und Hörner der Alpen waren in einen dichten, undurchdringlichen Nebelgehleier

gehüllt. Nur die Häupter der niedriger gelegenen Gebirgshöhen blickten, von gewaltigen Schneemassen fast erdrückt, ernst und finster ins Thal hinab, dessen Bewohner samt ihren Herden von den Höhen hinweggescheucht waren, um in ihren einsamen Dörfern das Winterquartier zu beziehen. Die rauhe Jahreszeit bietet in der That dem in den Bergen wohnenden Schweizervolke keine beneidenswerten Aussichten.

Noch breitete die Nacht ihre Schatten über jene Thalschlucht, von welcher ich erzählen will, als ein Mann in schon vorgerücktem Alter, begleitet von seinen beiden Söhnen, die Höhe hinan einem Walde zuschritt. Die frische Morgenluft schien ihnen wohl zu thun. Während der rüstige Alte mit festem Schritt sich aufwärts bewegte, zeigten die Glieder der beiden jüngeren Männer eine Gelenkigkeit, welche nur den Gebirgsvölkern eigen ist, und die jeder Schwierigkeit des Weges Hohn zu sprechen schien. Gleich jungen Gemsen hüpfen sie dem Vater voraus, erkletterten Felsenabhänge, sprangen über Bergspalten, durchwateten große Schneewellen; aber jedes Mal, wenn eine solche Probe bestanden war, hemmten sie ihren Schritt, bis auch der Vater den Platz erreichte. Dieser richtete dann einen ermunternden Blick auf die blühenden Wangen der beiden Burschen; und der Lauf begann von neuem.

Endlich hatte man eine Hochebene erreicht, so daß unsere drei Wanderer jetzt neben einander fortschreiten konnten. Schon auf den ersten Blick mußte man überzeugt sein, daß ihr Verhältnis zu einander ein so inniges war, wie man es selten unter den ärmeren Volksklassen findet. Wer aber Gelegenheit hatte, auf die Unterhaltung, die jetzt angeknüpft wurde, lauschen zu können, der er-

kannte bald die Quelle dieser Erscheinung. Waren doch Vater Irwin und sein Weib daheim nicht nur rechtschaffene und brave Leute, wie es deren viele in der Welt giebt, sondern man erblickte in ihnen wahre, lebendige Christen, die als Gottlose und Sünder zu Jesu gekommen waren und in Seinem Blute Frieden, Leben und Gerechtigkeit gefunden hatten. Selbstredend betrachteten sie ihre drei Kinder, Paul, Ernst und Laura, als ein Geschenk Dessen, der in Seinem Worte sagt: „Erziehet eure Kinder in der Zucht und Ermahnung des Herrn!“ . Und in der That segnete der Herr die Arbeit der Eltern an den jungen Herzen dieser Kinder; der ausgestreute Samen des Wortes Gottes begann zu keimen und verhielt hundertfältige Frucht.

An diesem Morgen war Vater Irwin mit seinen Söhnen ausgegangen, um drüben im Walde Holz zu fällen. Unter heitern Gesprächen ging's mit rüstigen Schritten vorwärts. Je höher sie kamen, desto mehr lüftete der anbrechende Tag den nächtlichen Schleier. Jetzt hatten sie einen Felsblock erreicht, der unsern Wanderern einen Rückblick in's traute Thal gestattete, wo die Strohdächer des Dorfes in ungewissen Umrissen allmählich sichtbar wurden. Eine fast wehmütige Stimmung beherrschte die enge Schlucht, wo genügsame Menschen eine Heimat gefunden hatten. Kein menschlicher Laut ließ sich vernehmen. Nur das dumpfe Murmeln der Gießbäche, die, von schmelzendem Eise gebildet, sich in ihren unsichtbaren, unterirdischen Betten fortwälzten, traf das lauschende Ohr.

In diesem Augenblick jedoch, während unsre drei Freunde ihre Blicke in die Tiefe senkten, bewegte sich zu ihren Füßen eine männliche Gestalt die Höhe hinan,

genau den Schneepfad verfolgend, welchen der Fuß seiner Vorgänger gangbar gemacht hatte. Der Fremde war von kräftigem Wuchse und dabei schlank wie die Tanne des Waldes. Wer ihn, die Büchse im Arm und den langen Alpenstock in der Faust, leicht und gewandt die gefährlichsten Spalten überschreiten sah, der erkannte in ihm auf den ersten Blick den Sohn der Alpen — den Gemsenjäger. Sein von Sonne und Sturm gebräuntes Gesicht zeigte einen Ausdruck voll Troß und Uebermut; und seine ganze Haltung war so kühn und herausfordernd, als ob er zu jeder Zeit bereit sei, einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen. Lange ruhte sein scharfer Blick auf dem Felsen, welchen Vater Irwin mit seinen Söhnen zum Ruheplatz gewählt hatte; und sie endlich erkennend, rief er:

„Habt Euch frühe aus den Federn gemacht, Nachbar, und ebenso Eure Blißjungen, der Ernst und der Paul.“

„Das ist Nachbar Franz!“ flüsterten die Söhne dem Alten zu. Dieser zog seine Stirn ein wenig in Falten; denn nur zu gut kannte er den Mann und dessen Weise. Wußte er doch, daß Franz der wildeste Bursche der Umgegend war, und daß es in der Schweiz keinen kühneren Jägersmann gab als ihn. Er hatte daher durchaus keine Freude daran, den wilden Burschen in Gesellschaft seiner Söhne zu sehen, zumal zu dessen üblen und schlechten Gewohnheiten auch Fluchen und gotteslästerliches Reden gehörte. Mühte sich Franz doch sogar, daß er an den wahren und heiligen Gott nicht glaube, dessen Namen zu mißbrauchen er sich nicht scheute, trotz aller wohlgemeinten Mahnungen des frommen Nachbars.



Unterdes war er immer näher gekommen; und in wenigen Augenblicken hatte er den Felsblock erreicht, den unsre Freunde besetzt hielten. Tief Athem schöpfend, lehnte er sich nach kurzem Gruß auf seinen Stock, während er sich mit der flachen Hand den Schweiß von der Stirne wischte.

„Habt's klug gemacht, Nachbar, daß Ihr so früh hinauf gekrochen seid,“ sagte er. „Ich fühl's in meinen Gliedern, daß es in den nächsten Tagen drüben im Gebirge nicht gehener sein wird.“

„Meinst Du, Franz, daß wir bald Sturm bekommen werden?“ fragte der alte Irwin.

„Sturm?“ wiederholte Franz. „Aus allen Ecken wird's blasen, sage ich Euch; und die Lawinen werden Sprünge machen, als gälte es ein Wettrennen; und mich sollte es gar nicht wundern, wenn sie manchem ein Grab bereiteten, der gar nicht daran denkt.“

„Und fürchtest Du Dich nicht, bei solch trüben Ausichten den Gemsen nachzuklettern?“ fragte Irwin.

Verächtlich warf der Jäger seine Unterlippe empor; aber bevor er noch die an ihn gerichtete Frage beantworten konnte, vernahm man ein lautes Schwirren hoch in der Luft. Aller Blicke richteten sich nach oben, wo ein mächtiger Adler über ihren Häuptern schwebte. Den langen Stock von sich schleudern, das Gewehr zur Achsel erheben und Feuer geben, war für Franz das Werk eines Augenblicks. Allein das Ziel wurde verfehlt, und der edle Vogel setzte unbeschädigt seinen Flug fort. Ueber sein Mißgeschick empört, brach der Schütze in die abscheulichsten Flüche aus.

„Franz!“ hob der alte Irwin in erster Betonung an; „wann wirst Du von Deiner schändlichen Gewohn-

heit ablassen? Wann wirst Du aufhören, den gerechten und heiligen Gott durch Deine böshaftern Lästerungen herauszufordern?"

„Sobald mir der Beweis geliefert wird, daß ein solcher Gott existiert,“ brummte der Bursche.

„Junger Mann!“ fuhr jener fort. „Bedenke, was Du sagst. Welcher weitem Beweise bedarfst Du noch, als die Dein Auge erblickt? Schaue Dich um; siehe, wie die ganze Erde ihren Schöpfer anerkennt; siehe nach oben, betrachte des Himmels Gewölbe, das zahllose Heer der Sterne, und wie könntest Du es dann noch wagen, Gott zu leugnen?“

Während der Greis diese Worte sprach, hatten sich alle wieder in Bewegung gesetzt. Franz brummte unverständliche Worte zwischen seinen Zähnen. Als aber Irwin fortfuhr, mit sanftem Tone seine Mahnungen an den jungen Mann zu richten, wandte dieser plötzlich seinen Kopf zurück und sagte trotzig:

„Wenn's Euch länger Spaß macht, eine Predigt zu halten, so mögt Ihr's nach Belieben thun. Ich aber verspüre keine Neigung in mir, Euch länger zuzuhören; und was das Fluchen betrifft, so lasse ich mir darin von Euch nichts vorschreiben. Ich liebe nun einmal die Kopfhängerei nicht; und so lange ich keinen Vorteil darin finde, werde ich mit religiösen Dingen mein Gehirn nicht verwirren; und damit basta. Lebt wohl!“

Mit diesen Worten verdoppelte er seine Schritte, bahnte sich einen Weg durch die Schneemassen und verschwand bald hinter einem vorspringenden Felsrücken.

„Armer Franz!“ murmelte, traurig sein Haupt schüttelnd, der Greis vor sich hin. „Ich fürchte, daß alle meine Vorstellungen taube Ohren bei ihm finden;

bis jetzt haben sie stets nur seinen Zorn erregt. Möge der Herr sich seiner erbarmen und ihn zur Erkenntnis seiner sündhaften Wege bringen!"

Bei Ernst und Paul hatte diese kurze Unterredung einen tiefen Eindruck gemacht. Bei all seiner Wildheit hatte Franz etwas, das sie anzog. Gern hörten sie ihm zu, wenn er von seinen Jagdabenteuern erzählte; denn niemand verstand das besser als Franz. Niemand konnte mit solcher Frische und solchem Feuer die wilden Scenen des Gebirges schildern, niemand mit so lebhaften Farben ein reizendes Gemälde vor die Seele seiner Zuhörer zaubern, als gerade er. Darum liebten sie ihn, besonders da er, ungeachtet seiner Schroffheit, nicht selten auch die weichen Seiten seines Herzens und dann einen hohen Grad von Gutmütigkeit und Edelmut zeigte. Um so mehr schmerzte es sie, daß er mit solcher Hartnäckigkeit und Herzenshärte dem Vater widerstand, sobald dieser seine Ungebührlichkeiten rügte. Schweigend schritten sie weiter, bis endlich der Vater sagte:

„Wir dürfen unser Vertrauen nicht verlieren; denn ich hege die Hoffnung, daß Franz noch einmal zur Erkenntnis seiner Verirrungen gebracht werden wird. Es ist dem Herrn ein Leichtes, ihm die Augen zu öffnen. Wir können allerdings nichts weiter thun, als für ihn beten und dem Herrn die Sache in die Hand geben.“

Inzwischen hatte man das Ziel erreicht. Bald erschallten kräftige Artschläge durch die feierliche Stille der Alpenwelt. Es gab ein tüchtiges Stück Arbeit zu verrichten; und fast ununterbrochen wurde sie fortgesetzt, bis der Abend zu dunkeln begann. Ermüdet, aber mit glücklichen Herzen traten Vater und Söhne dann den Heimweg an; und wohlbehalten erreichten sie die trau-

liche Hütte, vor deren Thür ihnen schon die kleine Laura den herzlichsten Willkomm entgegenrief. Das freundliche Kind hatte die Ankommenden schon den ganzen steilen Pfad herab im Auge behalten und erntete jetzt, als dieselben in ihre Nähe kamen, von jedem einen Kuß auf die frischen, blühenden Wangen.

## 2.

Das einfache Mahl war beendet. Die zitternde Flamme des hochlodernden Herdfeuers warf einen ungewissen Schein sowohl auf die ärmlichen Möbel des kleinen Zimmers, als auch auf die glücklichen Mienen seiner genügsamen Bewohner. Während die Mutter noch mit dem Abtragen der Ueberreste der Mahlzeit beschäftigt war, rückten die drei männlichen Glieder der Familie näher an das knisternde Feuer, dessen Wärme um so wohlthruender wirkte, als sich mit dem Anbrechen der Nacht ein scharfer Wind erhoben hatte, der immer heftiger durch die Thalchlucht fegte. Die kleine Laura hatte auf einem Fußbänkchen in der Nähe des Vaters ihren gewohnten Platz genommen. Auf diese Weise im traulichen Kreise der Eltern und Brüder sitzen zu dürfen, machte sie stets glücklich und ließ sie die Einsamkeit vergessen, zu welcher sie den Tag über verurtheilt gewesen war.

„Ach, wie froh bin ich, daß Ihr wieder zu Hause seid!“ sagte sie. „Wir hatten Euch schon seit langer Zeit erwartet; denn der alte Samson, der Ziegenhirt, sagte uns, daß wir heute Nacht wohl noch einen Schneesturm bekommen würden; und das machte Mutter und mich sehr bange um Euch.“

„Also Ihr hattet wirklich Sorge um uns?“ fragte der Vater lächelnd.

„Das sollte ich meinen,“ erwiderte die Mutter, die sich mit ihrem Spinnrade dem hellleuchtenden Herde näherte. „Ihr wißt gar nicht, wie glücklich wir sind, wenn wir Euch zurückkehren sehen, besonders wenn Ihr, wie heute Abend, so spät heimkehrt. Ihr bliebet wirklich gar lange.“

„Das ist wahr,“ versetzte Vater Irwin. „Es war in der That wieder ein Beweis der Fürsorge unsers himmlischen Vaters, daß wir unser Dorf erreichten; denn wir waren nahe daran, den Pfad vollständig zu verfehlen. Wahrlich, die Barmherzigkeit und Liebe Gottes liefert uns tagtäglich neue Beweise, indem Er stets Sein Auge über uns offen hält und uns aus tausend Gefahren rettet, die wir kaum ahnen.“

„Gepriesen sei Sein Name!“ flüsterte die Hausfrau, dankbar ihre Blicke nach oben richtend.

In diesem Augenblick strich der Wind mit gewaltigen Stößen an der Hütte vorüber und wirbelte den Schnee zu hohen Schichten auf. Es entstand im Innern der kleinen Wohnung eine kurze Pause, und alle horchten auf das laute Getöse da draußen. Mit jeder Minute nahm der wütende Sturm an Heftigkeit zu. Wie das Rollen eines entfernten Donners wirbelte und zischte es hoch in den Lüften; und wie der Ton eines winselnden Kindes erklang's in den Wipfeln der nahen Fichten und Tannen.

„Der arme Franz!“ flüsterte Ernst. „Ob er wohl nach Hause zurückgekehrt ist?“

„Ich hoffe, daß er sich für heute nicht zu weit vorgewagt haben wird,“ meinte der Vater; „denn er sah den Ausbruch des Sturmes ja schon voraus.“

„Das wird ihn nicht abgehalten haben,“ wandte

Paul ein. „Er fürchtet solch ein Unwetter nicht und vergift sich nicht selten beim Verfolgen des Wildes so sehr, daß ihn die Nacht überreilt und er in irgend einer Höhle seine Nachtherberge aufschlagen muß.“

„Es ist doch traurig,“ hob Ernst wieder an, „daß ihn der Unglaube so sehr umstrickt hat. Wie verfinsterten sich seine Blicke, als der Vater heute Morgen mit ihm sprach! Man sollte meinen, daß das ununterbrochene Heulen in den Lüften ihm schon einen unwiderlegbaren Beweis von dem Dasein Gottes liefere. Ich begreife in der That den armen Franz nicht.“

„Daraus, lieben Kinder, könnt Ihr erkennen, daß alles, was Ihr erkennt und besitzt, ein Geschenk der Gnade ist,“ unterbrach der Vater. „Wie viele sahen den Herrn, als Er auf Erden wandelte; wie viele bewunderten Seine Zeichen und Wunder, Seine göttliche Macht und Würde; und dennoch wie wenige erkannten Ihn als den Sohn des lebendigen Gottes! „Ist Er nicht des Zimmermanns Sohn?“ hieß es von allen Seiten; und der Herr Jesus selbst sagt zu Petrus, daß nicht Fleisch und Blut, sondern Sein Vater im Himmel die Erkenntnis Seiner Person bewirke. Und jetzt, so ist es noch immer. Der Mensch ist ein Feind Gottes; aber durch die Sünde bethört, glaubt er dieses nicht. Der Herr Jesus ist gekommen, um Sünder zu erretten; aber der Mensch erkennt Ihn nicht und stößt Ihn von sich. Satan, der Fürst dieser Welt, hat sein Werk in den Kindern des Unglaubens; und der Mensch, durch ihn verblindet, glaubt seiner Lüge und verschließt sein Herz gegen die Wahrheit. Ja, so ist der arme Mensch. Nur die Gnade Gottes vermag ihm Licht zu geben über sein Elend und über das auf Golgatha für den Sünder vollbrachte Werk der

Verjöhnung. Wo dieses Licht mangelt, da nützt weder Sturm noch Sonnenschein, weder Glück noch Unglück; ja, selbst eine nochmalige Erscheinung des Herrn auf der Erde würde ohne dieses Licht den Menschen nicht zu retten vermögen. Doch Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und daß sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen; darum kommt, Kinder, laßt uns unsre Kniee beugen und zum Herrn flehen, daß Er sich unsers armen Freundes annehmen möge, damit derselbe in Seinem verjöhnenden Blute als ein Verlorner Rettung suche und finde.“

Alle folgten dieser Aufforderung; und bald vereinigte die ganze Familie ihre Seufzer für einen Mann, der bisher sein Herz gegen alle Ermahnungen verschlossen hatte. Es war eine feierliche Scene. Draußen das Heulen des Sturmes, und hier im Innern die sanften Klänge einer betenden Stimme; dort das wilde Getöse aufriührerischer Elemente, und hier die stille Feier glücklicher, in Gott ruhender Seelen. Und als endlich die Stimme des Betenden verstummte, und sich alle von ihren Knieen erhoben, da las man in den Mienen eines jeden Einzelnen die gläubige Zuversicht, daß am Throne der Gnade das brünstige Flehen Aufnahme und Erhörung gefunden habe.

In diesem Augenblick ließ sich stärker als zuvor das Toben des Sturmes vernehmen, mit welchem sich, immer anschwellend, ein Ton verband, der dem dumpfen Gemurmel eines rasch herannahenden Donners gleich. Der alte Irwin erhob sich; und indem er seine Hand in horchender Stellung in die Höhe hob, schritt er mit bedenklicher Miene der Thür zu. Paul und Ernst wechselten fragende Blicke mit einander und folgten dann dem

Vater, während die Mutter und die kleine Laura die Davonschreitenden mit ängstlichen Blicken verfolgten. Das Getöse wuchs urplötzlich und erschütterte die Hütte bis in ihr Fundament. Der alte Irwin, welcher inzwischen die Thür geöffnet hatte, um das Geräusch von außen besser hören zu können, schloß und verriegelte sie schnell wieder; und seine Hände faltend, rief er:

„Möge Gott uns und allen, die heute Nacht im Gebirge sind, gnädig sein!“

„Ach, der arme Franz! Möge sich der Herr über ihn erbarmen!“ flüsterten Paul und Ernst.

„Die Lawine, die Lawine!“ schrie die Mutter. „Ach! wohin sollen wir fliehen?“

Der Vater hatte kaum Zeit, die Seinigen zur Ruhe zu ermahnen; denn schon im nächsten Augenblick über-tönte seine Stimme ein ohrbetäubendes Krachen, welches vom Berge herabbrauste. In der That hatte sich die gefürchtete Lawine über die Hütte gewälzt. Sich einander umklammernd und auf den Boden des Zimmers nieder-kauernd, empfahl sich die unglückliche Familie dem Herrn, mit klopfendem Herzen ihres Schicksals harrend. Nur in Gottes Hand lag jetzt ihre Rettung. Das Zusammenkrachen der Balken und Sparren über ihren Häuptern verkündigte die Zerstörung, die sich vollendete, als die ungeheure Schneemasse auf das schwache Dach der Behausung stürzte; und eine Zeitlang blieb die erschrockene Familie, betäubt durch die furchtbare Erschütterung und das donnerartige Getöse, regungslos und fast ohne Bewußtsein am Boden liegen. Der alte Irwin war der erste, der sich erholte; und erstaunt darüber, sich noch unverletzt zu finden, wagte er es kaum zu hoffen, daß auch die Uebrigen unbeschädigt seien. Er verharrte etliche



Minuten in martervoller Angst; endlich rief er mit gebrochener Stimme:

„Ach, meine Teuren! hat Gott Euer Leben erhalten? Sprecht doch!“

Ein allgemeiner Ausruf der Freude wurde laut. Alle waren noch unbeschädigt. Die schirmende Hand Gottes hatte über ihnen gewaltet.

## 3.

Dem furchtbaren Getöse des wütenden Sturmes und dem dumpfen Krachen der Balken und Sparren war ein ununterbrochenes, geheimnisvolles Schweigen gefolgt. Hatte etwa der Sturm sich mit einem Male ausgetobt? Ach, die arme Familie! Mit unwiderstehlicher Gewalt drängte sich den geängsteten Herzen die Gewißheit auf, daß sie unter einem Schneeberge ein Grab gefunden hatten. Doch niemand wagte es auszusprechen, was man dachte und fühlte. Nur dann und wann entwand sich ein Seufzer der gepreßten Brust des einen oder des andern. Dann aber ward inmitten der Trümmer der zusammengebrochenen Behausung eine Stimme laut — eine Stimme des Lobes und der Anbetung. Der glaubensstarke Greis war aus seiner Betäubung völlig erwacht, und seine Worte klangen zwar dumpf und hohl, aber doch freudig und mutig bis zu dem Ohr seiner Lieben. Das Unglück, welches über sein Haus hereingebrochen war, hatte seine Lippen nicht zu schließen vermocht. Und anstatt in lautes Klagen auszubrechen, dankte er in gläubigem Vertrauen dem Herrn für seine und der Seinigen Bewahrung, indem er zugleich flehte, daß Er ihnen ferner Seine Barmherzigkeit in ihrer großen Bedrängnis angedeihen lassen möge. Und siehe, Angst und Bekommen-

heit wichen aus den zagenden Herzen, und die Erregung der Gemüther machte einer Ruhe Platz, die nur Gott in den Seelen der Seinigen zu wirken vermag. Gestärkt im Glauben und mit neuem Mute erhob sich Vater Irwin; sein Auge richtete sich nicht auf die schreckliche Lage, in welcher er sich mit den Seinigen befand, sondern auf den lebendigen Gott, der alle Umstände in Seiner mächtigen Hand hat und selbst dann noch Rat und Mittel weiß, wenn menschliche Hülfe fern und unmöglich ist.

„Meine Kinder!“ sagte er in sanftem, aber festem Tone, „es war der Wille Gottes, dieses Unglück über uns zu verhängen; und ebenso war es Sein Wille, unser Leben zu erhalten, und das sollte uns genug sein, um nicht den Mut zu verlieren. Wohl befinden wir uns noch immer in großer Gefahr, aus welcher uns allein die Macht Gottes, die wir soeben angerufen haben, zu erretten imstande ist. Aber wir dürfen nicht die Hände in den Schoß legen. Es ist unsre Pflicht, alle unsre Kräfte in Thätigkeit zu setzen und nicht in trägern Zuschauen auf fremde Hülfe zu warten. Darum kommt, meine Jungen! Ihr müßt mir helfen, den Schnee zu durchgraben und auf diesem Wege ein Mittel ausfindig zu machen, um denen, die der Gefahr entronnen sind und die jedenfalls zur Rettung ihrer verunglückten Nachbarn herbeieilen werden, von unserm Mißgeschick Kunde zu geben. Die gute Mutter aber und die kleine Laura werden während unsrer Arbeit für uns beten; und der Herr wird unsre Anstrengungen segnen.“

In dieser Weise war Vater Irwin bemüht, durch Gottvertrauen den gesunkenen Mut der Seinigen wieder zu beleben und sie zur Ausdauer und Hoffnung zu ermuntern. Inzwischen nahm die Dunkelheit in dem kleinen

Gemache immer mehr zu; die allmählich verglimmende Aesche erlosch endlich ganz, und da sie sich außer Stande befanden, Licht zu machen, so ließ die Finsternis ihre Lage nur noch trauriger und furchtbarer erscheinen. Zum Glück fanden die Männer jedoch ihre Spaten; und mit Eifer begannen sie den Schnee auszuhöhlen, um sich einen Durchgang zu verschaffen. Man beobachtete ein tiefes Schweigen; nur dann und wann ließ sich die ermunternde Stimme des Alten vernehmen. Die Arbeit schien sich zu lohnen; man machte schnelle Fortschritte in der leichten Schneemasse, und einige Augenblicke ausruhend, rief Vater Irwin in ermunterndem Tone:

„Da seht Ihr's! Wir haben dem Klumpen schon ein tüchtiges Stück abgezwungen; und wenn es uns nur gelingt, eine kleine Oeffnung herzustellen, so wird unsre Stimme schon das Ohr unsrer Nachbarn zu erreichen vermögen.“

Wieder legten unsre drei Freunde ihre Hand rüstig ans Werk. Doch nicht sehr lange hatten sie ihre Arbeit fortgesetzt, als plötzlich der Schnee über der ausgehöhlten Oeffnung zusammenbrach und somit ihr ferneres Graben nicht nur fruchtlos, sondern auch gefährlich machte. Zwar stellten sie noch einige Versuche an, aber die immer gewaltiger einbröckelnde Schneemasse spottete all ihrer Anstrengungen. Traurig standen sie von ihrer Arbeit ab. Ihre Aussicht auf baldige Rettung war mit einem Male verschwunden. Um sich her tastend, krochen sie in der Dunkelheit jenem Winkel zu, wo die Mutter und die kleine Laura ihr Gebet verrichteten; und man kann sich leicht vorstellen, wie niederschlagend der traurige Bericht auf die Gemüther der beiden wirkte.

Nun herrschte wieder eine peinigliche Stille in dem

kleinen Gemach. Es war eine öde, schaurige Nacht, in welcher kein Schlummer in die Augen der lebendig Begrabenen kam. In schleichendem Gange schleppten sich die Stunden dahin. Von neuem und gewaltiger als je drängte sich den Unglücklichen das Gefühl auf, daß ihre Lage eine hoffnungslose sei. Sie vermochten nicht zu bestimmen, wie die Zeit verging, denn die Finsternis nahm weder zu noch ab; ob es Tag oder Nacht sei, das konnte niemand wissen. Was sie unter diesen Umständen litten, das vermag keine Feder zu schildern. Und ihr Schreien um Hülfe? Ach! jeder Ton verhallte klanglos und vermochte nicht die dicke Schneewand zu durchdringen.

Unterdes mußte seit der Verschüttung doch schon manche Stunde verflossen sein; denn schon lange hatte sich der Hunger gemeldet und fing endlich an unerträglich zu werden. Vergebens hatten sie sich bisher bemüht, Lebensmittel zu finden; der Schnee hatte sie verhindert, dazu zu gelangen, und zuletzt — erschöpft, hungrig und von der Kälte durchschauert — legten sie sich nieder, den Tod erwartend. Der Greis und seine Söhne hatten sich durch ihr Hülfserufen völlig entkräftet; keine Antwort war zu ihnen zurückgekehrt, und kein Zeichen hatte angedeutet, daß von außen her sich eine Hand zu ihrer Hülfe rühre. So erwarteten sie Arm in Arm, daß der Herr durch den Tod ihrem Leiden ein Ende machen möge. Und dennoch, wie wunderbar! Kein Murren war über die Lippen der Unglücksgefährten gekommen; nur leise öffnete sich dann und wann ihr Mund, um vom Herrn Geduld und Ausbarren in dieser schweren Prüfungsstunde zu erflehen.

Was hierbei das Vater- und Mutterherz fühlte, das zu schildern ist unmöglich. Nur der Glaube, nur die

lebendige Hoffnung, bald beim Herrn zu sein, waren das einzige Schutzmittel gegen die trostloseste Verzweiflung. Die beiden Söhne hielten sich fest umschlungen, kein Klageklagen wurde von ihnen vernommen. Die kalte Hand der kleinen Laura ruhte in der des Vaters, während sie das andere Aermchen um den Hals der Mutter geschlungen hatte. Ein Halbschlummer schien sie schon seit mehreren Stunden gefesselt zu haben und sie das Entsetzliche ihrer Lage vergessen zu lassen. Niemand wagte sie zu stören. Doch jetzt erwachte sie: und sich zu dem Vater hinüberneigend, dessen Stimme aus Erschöpfung verstummt war, flüsterte sie:

„Vater! kennst Du noch das schöne Lied, welches ich in der Schule gelernt habe? Du hörtest es früher so gern. Ich glaube, ich kann es noch singen; es paßt so ganz auf unsere Lage. Soll ich's singen?“

„Wenn's Dich nicht zu sehr anstrengt, mein Kind,“ flüsterte der Angeredete matt zurück.

Die Kleine nahm eine geradere Haltung an und erhob ihre Stimme. Anfangs war der Ton sehr leise und schwankend; als sie aber fortfuhr, gewann ihre Stimme an Festigkeit und Stärke, und die ihr selbst inwohnende Kraft schien den sinkenden Mut ihrer Eltern und Brüder mächtig zu heben. Die Worte des Liedes lauteten:

„Ich zage nicht!

Du bist's, zu dem ich flehe,  
Mein Auge blickt zu Deiner heil'gen Höhe;  
Dir traut mein Herz mit Kindeszuversicht.

Ich zage nicht!

Ich zage nicht!

Gefahren mich umgeben;  
Doch Deine Kraft wird mich im Kampf beleben.  
Du bist mein Stab — nicht Stärke mir gebricht.

Ich zage nicht!

Ich zage nicht!  
 Mit Dir ich alles trage;  
 Getrost machst Du mein Herz in jeder Lage;  
 Voll Liebe strahlt Dein Vater-Angesicht.  
 Ich zage nicht!"

Leise verhallten die Töne. Erschöpft durch die Anstrengung legte die kleine Sängerin ihr Köpfchen wieder an den Busen der Mutter zurück, und wieder folgte jene eisige Stille, welche so ganz die traurige Lage der Verschütteten kennzeichnete. Die Vorboten einer baldigen Auflösung schienen sich eingestellt zu haben. Nur dann und wann hörte man ein leises Stöhnen.

Da plötzlich drang ein dumpfer Schall, dem eine heftige Erschütterung folgte, durch den engen, verschlossenen Raum. Die Unglücklichen horchten gespannt, fühlten sich aber außer Stande, die Ursache dieser Störung näher zu untersuchen. Und wieder vernahmen sie das dumpfe Getöse, und wieder fühlten sie den darauf folgenden Stoß. Da richtete sich mit seiner letzten Kraft der fast bis zum Tode erschöpfte Greis empor; aber sein Auge stierte in das undurchdringliche Dunkel, ohne der Sache auf die Spur zu kommen. Und nochmals, und zwar deutlicher als vorher, wiederholte sich das Geräusch, und jetzt war es, als wäre plötzlich ein neues Leben durch die erstarrten Glieder des alten Mannes geriefelt; denn mit einer ungewöhnlichen Kraft schrie er:

„Dank Dir, dem ewigen, barmherzigen und allmächtigen Gott! Unsere Gebete sind erhört; Er sendet uns Hülfe und Rettung aus großer Not.“

Und alle rafften sich auf und vereinten ihre matten Stimmen zu einem Hülferufe. Dieses Mal war es nicht vergeblich; denn laut und deutlich drang der süße Ton menschlicher Stimmen bis zu ihrem Ohre. In der That

war die Hülfe nahe; und nur wenige Minuten verflossen, so drang ein heller Lichtstrahl durch eine von außen gegrabene Oeffnung, und bald darauf näherten sich zwei Männer dem vor Freude fast betäubten Hüttenbewohnern.

„Gott sei Dank! sie sind noch alle am Leben,“ rief einer der Näherkommenden im Tone der höchsten Freude. Die Stimme war allen bekannt; denn vor den Verschütteten stand, eine Thräne aus dem Auge wischend — der Jäger Franz.

## 4.

Ja, in der That, der Mann, welcher den Unglücklichen Hülfe brachte, war der uns bekannte ungläubige, gottlästernde Jäger Franz. — Ohne jetzt weiter ein Wort zu verlieren, wurden die schleunigsten Vorkehrungen getroffen, um unsere Freunde aus ihrem Grabe zu befreien, in welchem sie unter Hunger, Kälte und Elend beinahe drei Tage zugebracht hatten. Kaum fühlten sie sich noch imstande, ihre steifen, gefrorenen Glieder bewegen zu können. Man mußte sie sämtlich tragen, und man brachte sie in das Haus eines menschenfreundlichen Nachbarn, wo ihnen die sorgfältigste Pflege zu teil wurde, und wo sie vor der Hand ihre Wohnung nehmen sollten. Schneller, als man zu hoffen gewagt hatte, schwanden die üblen Folgen der erlittenen Drangsale; und mit Ruhe konnten sie den Bericht über alles Vorgefallene aus dem Munde des braven Nachbarn anhören.

So saßen sie eines Abends zum ersten Male mit der Familie dieses gastfreundlichen Mannes am knisternden Herdfeuer; und er teilte ihnen mit, daß nur die Hütte Irwins, welche etwas vereinzelt stand, durch die Lawine beschädigt worden, und daß die Bekümmerniß

der übrigen Dorfbewohner, als sie das Unglück bemerkte, sehr groß gewesen sei. Lange, aber erfolglos habe man sich mit dem Durchgraben des Schneehaufens beschäftigt; denn wegen des großen Umfangs der Masse, welche das Aussehen der Umgegend gänzlich verändert habe, sei stets die Richtung verfehlt worden. Da aber sei endlich der Gesang der kleinen Laura zu den Ohren der Retter gedrungen; und nach kurzer Zeit habe man das Ziel erreicht.

Während der alte Nachbar dieses mittheilte, vernahm man ein Klopfen an der Thür der Hütte, und der Jäger Franz trat ein. Aber welche Veränderung! Seine Mienen, sonst so trotzig und wild, zeigten jetzt den Ausdruck des tiefsten Ernstes. Die Blicke der Geretteten hefteten sich mit Erstaunen und Spannung auf die kräftige Gestalt des jungen Mannes, der jetzt die Hand des alten Vater Irwin ergriff und mit einer vor Rührung zitternden Stimme sagte:

„Verzeiht mir, Nachbar, wenn ich Euch früher gekränkt habe. Ich habe mein Unrecht tief fühlen müssen; und Euch verdanke ich's, daß ich nicht nur von dem Dasein Gottes keines Beweises mehr bedarf, sondern daß ich auch in Jesu meinen Erlöser gefunden habe, der alle meine Sünden am Kreuze getragen hat.“

Während er diese Worte sprach, glänzte eine Thräne in seinen Augen. Die ganze Umgebung verharrte in tiefem Schweigen, bis er wieder fortfuhr:

„Ihr werdet Euch meiner Worte an jenem verhängnisvollen Morgen erinnern, als ich in trotzigem Uebermut erklärte, daß ich nicht eher an einen Gott glauben würde, bis ich einen Beweis von Seinem Dasein erhalten hätte. Ach! die folgende Nacht lieferte mir diesen Beweis auf eine Art, die ich nimmer vergessen werde. Wahrlich,



ich bin ein Exempel der reichen Barmherzigkeit Gottes, der, wie sehr ich auch den Tod verdient hatte, mir dennoch das Leben gab.“

Wieder brach der junge Mann ab, und von seinen Gefühlen überwältigt, senkte er die feuchten Blicke zu Boden. Alle Anwesenden schienen von gleichen Empfindungen durchdrungen zu sein. Kein Auge blieb trocken; und alle harrten mit der größten Spannung den fernern Mittheilungen entgegen. Zu der That, wor den wilden Franz früher gekannt hatte, der kannte ihn jetzt kaum wieder; sein Herz war gebrochen, und lange dauerte es, bis er seine Fassung wieder gefunden hatte, um seinen Bericht fortsetzen zu können. Endlich hob er wieder an:

„Als ich Euch, nachdem mein Schuß den Adler verfehlt hatte, drüben im Gebirge verließ, befand ich mich in einer bitterbösen Stimmung; und diese nahm zu, da es mir durchaus nicht gelingen wollte, etwas in Schußweite zu bekommen. Ich setzte meinen Weg in Verfolgung einer Gemse weiter und weiter fort, bis die Nacht einbrach und ich erst dann an die Heimkehr zu denken begann. Beim Herabsteigen vom Gebirge erinnerte ich mich Eurer Worte und lachte verächtlich bei dem Gedanken, daß ich je mich ändern und fromm werden, oder überhaupt ernstlich über mein Seelenheil nachdenken sollte. Seit meiner Kindheit war nie ein Gebet über meine Lippen gekommen; warum sollte ich jetzt noch damit beginnen? Mittlerweile gewahrte ich, daß sich der ganze Himmel mit schwarzem Gewölk überzogen hatte; und aus dem heftig sich erhebenden Winde schloß ich, daß ein Schneesturm im Anzuge sei, der denn auch nicht lange ausblieb. Weit außer dem Bereiche irgend einer Wohnung fühlte ich, daß meine Lage eine höchst gefährvolle war;

aber als ich mich umwandte, um noch einmal den finster drohenden Himmel zu betrachten, wie groß war da mein Schrecken, als ich sah, wie eine Lawine vom Stamme des Gebirges auf mich herabschoß und ein Entkommen nicht mehr möglich war! Mit einem lauten Schrei der Verzweiflung warf ich mich auf den Boden unter einen Felsenvorsprung; und hier lag ich unter der schrecklichen Befürchtung, jeden Augenblick durch die Wucht der Lawine erdrückt oder mit ihr in das Thal hinabgerissen zu werden. Ich vernahm einen brausenden Schall, ein donnerähnliches Rollen; es war, als rase ein Orkan über mich hinweg. Jetzt fühlte ich einen beklemmenden Druck, der mir den Atem raubte; tiefe Finsternis umgab mich und — fort war alles. Bitternd, kaum wagend, mich umzuschauen, erhob ich mich. Alles schien mir ein schrecklicher Traum gewesen zu sein. Die Lawine war neben und über mir, wo ich mein Lager hatte, vorüber gestürmt; und dennoch war ich unverletzt geblieben. Da unten aber im Thale lag die riesige Schneemasse. Ein Gefühl, wie ich solches nimmer empfunden, kam über mich. Mein Herz pochte gewaltig, Thränen rollten über meine Wangen. Mein erstes war, auf meine Kniee niederzusinken — und ich, der Ungläubige, der ich seit meiner Kindheit nicht gebetet, sondern mich offen meines Unglaubens gerühmt hatte, beugte meine Kniee jetzt vor dem lebendigen Gott und pries Ihn dafür, daß Er mich, unwürdig wie ich war, erhalten hatte. Aber zugleich füllte eine mir unerklärliche Furcht und eine tiefe Trauer meine Seele. Mein Gewissen war erwacht und erhob im Lichte und in der Gegenwart Gottes seine Anklagen wider mich. Ich schaute zurück in mein verlorne Leben, wie in ein aufgeschlagenes Buch, in welches alle meine Sünden auf-

gezeichnet waren. Obgleich soeben erst von einem augenscheinlichen Tode gerettet, war es mir doch, als läge nur ein Schritt zwischen mir und dem Tode. Die Stimme des gerechten Gottes drang in die innersten Tiefen meines bösen Herzens. Ich fühlte mich verurteilt; ich erkannte mich als reif für das ewige Gericht. Ach! die freudige Erregung über meine so wunderbare Rettung war verschwunden. Jedes Wort, das ich aussprechen wollte, erstarb auf meinen Lippen. Da fielen mir wie ein Lichtstrahl die Worte ins geängstigte Herz, welche ich einst die kleine Laura singen hörte:

„Wird euch, ihr armen Herzen,  
Der Sünde Stachel schmerzen,  
Geht mit aufricht'gem Sinn  
Zu Jesu Christo hin.“

„Und immer und immer wieder schwirrten diese Klänge durch meine Seele, bis sich plötzlich meine erstarrten Lippen öffneten. Ich schrie zu Jesu um Erbarmen; und — Seine Gnade sei ewig gepriesen! — Er erhörte mich und schenkte mir Seinen Frieden. Ach, wie wunderbar! Bibelstellen, die ich seit meiner frühesten Jugend nicht gelesen, wurden mit einem Male zu einem lindernden und heilenden Balsam für mein verwundetes Herz. Ich stürzte mit geflügelten Schritten den Berg hinunter, um Euch meine Freude zu schildern, die allein zu tragen ich fast außer Stande war. Was ich fühlte, das vermögen meine Worte nicht auszudrücken; meine Freude war überschwenglich.“

Der Glanz einer himmlischen Wonne hatte sich über die ernstesten Mienen des schönen Gesichts verbreitet. Das Herz des jungen Mannes, bisher kein anderes Ergötzen kennend, als dem Wilde auf felsiger Höhe aufzulauern, war jetzt mit den Dingen erfüllt, welche droben sind, wo

der Christus ist. Sein ganzes Wesen spiegelte jenen Frieden wieder, der, alle menschliche Vernunft übersteigend, in seiner Seele eine Stätte gefunden hatte. Wunderbare, unbegreifliche und anbetungswürdige Gnade!

„Seht da, meine Freunde!“ fuhr er nach einer Pause fort, „das ist die Ursache der in mir vorgegangenen Veränderung. Aber, Vater Irwin, wie soll ich Euch danken? Ihr habt Euch viele Mühe gegeben, um meine Schritte von den Wegen der Sünde und des Verderbens abzulenken. Ach! Eure Worte, die ich seither verlacht und verspottet hatte, wurden mir nach jener furchtbaren, aber glücklich überstandenen Gefahr zu einer schrecklichen Folter. Ich fühlte tief, wie ich gegen Gott gesündigt hatte. Und als dennoch der barmherzige Gott die Ströme Seiner Gnade über mich ausschüttete, da braunte in meinem Herzen der Wunsch, Euch mein Unrecht reuevoll zu bekennen. Aber welchen Schmerz empfand ich, als ich Euch samt Eurer ganzen Familie unter der Lawine begraben fand; und mit welcher Angst arbeitete ich, Euch aus Eurer schrecklichen Lage zu befreien; und wie überglücklich war ich, als nach wiederholten Anstrengungen wir Euch alle wohlbehalten antrafen! Die Stimme Lauras klang unter dem Schnee wie der Gesang eines Engels; und wieder und wieder dankte ich dem Gott aller Gnade, daß Er Euer Leben erhalten hatte, und daß es mir vergönnt worden war, zu Eurer Rettung mitwirken zu können und Euch meine Dankbarkeit für Eure Mühe um mein Seelenheil ausdrücken zu dürfen. Ja, Sein Name sei dafür gepriesen!“

Bei diesen Worten hatte Franz von neuem die Hand des alten Irwin ergriffen und drückte sie mit Wärme an sein Herz. Alle Anwesenden aber fühlten sich tief er-

griffen; denn augenscheinlich erkannten sie die Macht der Gnade Gottes. Sie umringten ihn mit den Zeichen einer ungeheuchelten Freude.

„Gott segne Dich, Franz!“ jagte der alte Irwin feierlich, „und gebe Dir Kraft, auf der betretenen Bahn vorwärts zu gehen! Im Vertrauen auf Gott, der auch Dich durch das Blut Seines Sohnes so teuer erkauft hat, wird Dein Herz stets Frieden und Freude finden. Darum wandle mit Ihm, der Dich so sehr geliebt hat!“

Niemand aber war über die glückliche Veränderung des jungen Mannes erfreuter, als Paul und Ernst; denn jetzt fanden sie an Franz, dessen Gewandtheit, Kühnheit und Gutmütigkeit sie stets angezogen, einen so warmen und aufrichtigen Freund, wie sie ihn sich stets gewünscht hatten. — Noch lange saßen die Nachbarn in trautem Geplauder beisammen. Ihre Herzen waren verbunden durch das Band des Friedens; und als vor dem Auseinandergehen alle ihre Kniee beugten, und Vater Irwin die betende Stimme erhob, da bezeugten es die Freudenthränen, welche geweint wurden, klar und deutlich, wie alles Leid vergessen war, und wie sehr alle das Glück zu schätzen wußten, einen Gott und Vater zu haben in Christo Jesu.

Und als der rauhe Winter vorüber war und die Matten auf den Höhen zu grünen begannen, da trat auch die verschüttete Hütte wieder ans Tageslicht. Der Schaden war nicht so bedeutend, als man befürchtet hatte, und — Dank der kräftigen Unterstützung der freundlichen Nachbarn! — bald konnte Vater Irwin mit seiner Familie wieder am traulichen Herd seiner eignen Wohnung sitzen. Nimmer aber vergaß Franz jene furchtbare Nacht; sie blieb für ihn während seines ganzen Lebens

eine gesegnete Erinnerung. Gott hatte ihm in jener verhängnisvollen Stunde einen unwiderlegbaren Beweis von Seinem Dasein gegeben, einen Beweis, der, befruchtet durch den Strom der unendlichen freien Gnade in Christo Jesu, tiefe Wurzeln in seinem Herzen geschlagen hatte. Diese Gnade blieb hinfort seine Kraft, die Verherrlichung Gottes durch einen guten Wandel sein Streben, das Schauen Jesu in der Herrlichkeit das Ziel seiner Hoffnung.

---

## Matt, der geisteschwache Knabe.

Eines Tages lustwandelte eine Dame an einer einsamen englischen Seeküste. Sie bemerkte vor sich einen Knaben, der unverwandt nach einer Stelle aufschaute, wo zwischen Wolken der blaue Himmel durchblickte. Als sie ihm näher kam, fragte sie: „Was siehst Du denn da, mein Kind?“ Der Knabe gab keine Antwort. Seine ganze Erscheinung überzeugte sie bald, daß er geisteschwach war. Sie faßte ihn leise beim Arm und fragte noch einmal: „Was machst Du da, mein Kind? Was siehst Du dort?“ Da fing er an sich zu regen und rieb seine Augen, als ob er aus einem tiefen Schlummer erwacht wäre. Und als die Dame ihn auf's neue fragte, seufzte er und antwortete mit trauriger Miene: „Matt wollte Gott sehen. Matt wünscht Gott zu sehen.“ — Die Wolken hatten indes die offene Stelle am Himmel wieder bedeckt, und dort hinzeigend, sagte der Knabe: „Da war ein großes Loch, und Matt wünschte Gott zu sehen.“ Doch fügte er in beruhigendem Tone hinzu: „Matt wird morgen Gott sehen; ich werde einmal Gott sehen.“

Nicht weit vom Ufer standen auf einer Sandbank

einige Hütten. Die Dame dachte, er müsse dort wohnen, und führte ihn dahin. Als sie in der Nähe waren, kam aus einer der Hütten ein kleines Mädchen, nahm den Knaben bei der Hand und sagte: „Komm nach Hause, Matt; das Mittagessen ist fertig.“ In demselben Augenblick trat auch eine Frau heraus und bat die Dame einzutreten und sich ein wenig auszuruhen.

Von dieser Frau erfuhr sie, daß Matt ein verwaister Knabe und etwa zwölf Jahre alt sei. Er wohne bei seiner Tante und seinem Großvater. Die Dorfkinder bewachten ihn sehr gern, besonders die kleine Rebekka, die ihn soeben geholt habe.

Von jetzt an besuchte die Dame den armen Matt öfter und gab sich viele Mühe, ihn im Strohflechten zu unterweisen. Eines Tages fand sie bei ihrem Besuch den alten Großvater sehr krank. Sie setzte sich an sein Bett und las das 18. Kapitel im Ev. Matthäi. Als sie bis zu dem Gleichnis „von dem Könige, der mit seinen Knechten abrechnen wollte,“ gekommen war, (V. 23.) wurde Matt sehr aufmerksam; und sobald sie geendigt hatte, sagte er: „Noch einmal lesen.“ Die Dame erzählte nun das Gleichnis. Sie zeigte mit ihrer Hand nach oben und sagte: „Ein großer König sprach: Bringet meine Knechte zu mir, ich will mit ihnen abrechnen, und sie sollen bezahlen, was sie mir schuldig sind. Und sie brachten einen Knecht, der war ihm zehntausend Talente schuldig. Das war viel Geld, und er hatte nicht einmal einen Pfennig, um es zu bezahlen. Da sagte der König: Werfet ihn ins Gefängnis, und er soll nicht wieder herauskommen, bis er alles bezahlt hat.“ — Als sie nun so weit erzählt hatte, bemerkte sie, daß dem kleinen Matt die Thränen über die Wangen liefen, und er überhaupt in großer Bewegung

war. Sie klopfte ihm jauchzend auf die Schulter und sagte: „Ich wollte Dich nicht traurig machen, lieber Matt.“ Er aber blieb tief niedergeschlagen, ging hinaus, kroch unter einen Fischerfahn und weinte lange Zeit.

Als die Dame am folgenden Tage wieder hinkam, fand sie ihn allein am Meere. Er schaute wieder unverwandt gen Himmel. Sie rief ihn einige Male von ferne, aber das Geräusch der Wellen verhinderte ihn, es zu hören. Als sie nun näher kam und ihn anrührte, sah er sehr traurig und ängstlich zu ihr auf.

„Was machst Du, mein lieber Matt?“ fragte sie ihn mit freundlicher Stimme.

„Matt redet mit Gott,“ sagte der Knabe.

„Was sagte denn der arme Matt?“ fragte sie zärtlich weiter.

Der Knabe faltete seine Hände, schaute mit einem kläglichen Ausdruck von Unterwürfigkeit und Furcht gen Himmel und sagte: „Gott, Gott! Matt hat kein Geld, um zu bezahlen.“ Dann gab er durch Zeichen zu verstehen, daß Gott ihn ins Gefängnis werfen lassen würde. Dabei zeigte er viel Furcht und Angst.

Die Dame wandte sich zu ihm, ergriff seine beiden Hände und sagte freundlich: „Jesus Christus hat für den armen Matt bezahlt.“

Der Knabe aber sah ganz hilflos zu ihr auf. Sie zeigte mit freundlichem Lächeln nach oben und wiederholte langsam die Worte: „Gott wird Matt jetzt nicht mehr ins Gefängnis werfen lassen. Jesus Christus hat für den armen Matt bezahlt.“

Der Knabe sagte ihr diese Worte nach und wiederholte sie einige Male. Nach und nach fing er an, sie zu verstehen, und sein Gesicht wurde heiter. Er setzte sich



nieder und wünschte immer wieder auf's neue diese gute Botschaft zu hören.

Er saß dann lange Zeit schweigend da, und seine gütige Freundin meinte endlich, er habe jetzt wohl darum keine Furcht mehr, weil er die ganze Sache vergessen habe. Dem war aber nicht so. Er stand endlich auf, ging einige Schritte vorwärts, erhob seine Hände und sein Gesicht gen Himmel und rief mit lauter Stimme: „Der Mann hat bezahlt, der gute Mann hat bezahlt. Matt sagt: „Ich danke Dir, ich danke Dir!““

Einige Tage nachher ging die Dame wieder zu der kleinen Fischerhütte und fand, daß der Großvater gestorben war. Sie fragte eine Nachbarin: „Weiß Matt etwas von seinem Großvater?“

„Ja, Madame,“ erwiderte die Frau. „Als seine Tante ihn diesen Morgen weckte und ankleidete, erzählte sie ihm, daß er seinen Großvater nicht mehr sehen würde; denn Gott habe ihn weggenommen.“

„Er ist wohl recht darüber erschrocken, nicht wahr?“

„O nein, Madame; er war vergnügt, ganz und gar vergnügt, und sagte: „Ich wünsche auch zu gehen.“ Er ist ein seltsamer Knabe.“

Als Matt seine Freundin sah, fing er sogleich an, von seinem Großvater zu erzählen und sagte, daß Gott ihn geholt habe. Zugleich fügte er hinzu: „Matt wünscht auch zu gehen.“

„Matt wird nach einigen Tagen gehen,“ erwiderte sie freundlich.

„Matt wünscht jetzt zu gehen,“ sagte der Knabe.

Seine Freundin setzte sich mit ihm auf eine Sandbank und suchte ihm deutlich zu machen, daß Gott ihn in wenigen Tagen von hier wegholen würde; „vielleicht

heute noch," fügte sie hinzu. Er saß eine lange Zeit schweigend da und schien in tiefes Nachdenken versunken zu sein. Endlich stand er auf und ging der Hütte zu.

„Was willst Du thun?" fragte seine Freundin.

Der Knabe sah auf seine Hände und erwiderte mit rührender Einfalt: „Matt will seine Hände waschen lassen."

„Warum denn?" fragte verwundert die Dame. Er gab keine Antwort; und sie stand auf und folgte ihm. Als er die Frau des Hauses, die Mutter der kleinen Rebekka, gefunden hatte, sagte er zu ihr: „Matt muß seine Hände waschen lassen. Gott wird Matt in einigen Tagen holen, vielleicht heute noch, und Matt muß bereit sein."

Kaum hatte die gute Frau verstanden, was er meinte, so setzte sie sich nieder, hielt ihre Schürze vor die Augen und fing an, laut zu weinen. Die kleine Rebekka aber that, was der Knabe wünschte. Sie holte Wasser und Seife herbei und wusch sorgfältig seine Hände. Als dies geschehen war, blieb er ruhig stehen, als ob er noch mehr erwartete. Rebekka fragte ihn, was er noch wünschte, und er antwortete freundlich: „Matt muß seine neue Mütze haben; Matt wünscht seine Pelzmütze."

„Nein, Matt darf nicht seine beste Mütze haben," antwortete das Mädchen; „die darf er nur des Sonntags aufsetzen." Aber Matt bat sehr dringend, und große Thränen rollten über seine Wangen. Da bat auch die Dame, man möchte ihm die Mütze geben. Und als dies geschehen war, ging er hinaus, schaute gen Himmel und wiederholte leise die Worte: „Gott wird Matt in einigen Tagen holen, vielleicht heute noch; und Matt muß bereit sein, Matt muß immer bereit sein."

Seine Freundin kam an dem Morgen, als der Großvater beerdigt werden sollte, in die Hütte. Matt war noch „bereit“; er war noch immer mit dem Gedanken beschäftigt, daß Gott ihn bald wegholen werde, vielleicht „heute“ noch. Sie ging mit ihm aus Ufer in eine Felsengrotte, damit er das traurige Schauspiel der Beerdigung seines Großvaters nicht sehen sollte. Hier gab sie ihm etwas Backwerk; und als er es verzehrt hatte, mußte sie ihm wieder die Hände waschen. Auch setzte er seine Pelzmütze wieder auf, um bereit zu sein. Sie suchte ihn nun auf alle Weise aufzuheitern, zeigte ihm die Fische, lockte die Felsentauben herbei; aber er blieb immer ernst und wartete auf seine Abholung.

„Ist Matt traurig, daß sein Großvater weggegangen ist?“ fragte seine Freundin.

Er antwortete: „Nein; Matt wünscht auch zu gehen.“ Und dann fragte er in seiner unvollkommenen Weise, halb durch Worte, halb durch Zeichen, was es für ein Ort sei, wo Gott wohne.

„Es ist dort nie kalt,“ erwiderte seine Freundin, „sondern immer warm und angenehm. Matt wird auch nie mehr weinen, wenn er dort ist.“

„Wird niemand den Matt dort schlagen?“ fragte der Knabe ernst. „Wird Robert ihn nicht mehr schlagen?“

„Nein, wenn Matt bei Gott ist, wird ihn niemand mehr schlagen,“ beruhigte sie ihn.

Ein Strahl von Freude fuhr über sein Gesicht, als er über diese gute Botenschaft nachdachte, und dann sagte er mit trauriger Miene: „Robert schlägt Matt oft!“ Gleich darauf aber sah er wieder glücklich aus und wiederholte einige Male: „Gott wird Matt in einigen Tagen abholen, und niemand wird ihn mehr schlagen.“

Mehrere Tage nacheinander ging der Knabe nun an den Strand, um sich nach seiner Freundin umzusehen, welche versprochen hatte, wieder zu kommen; aber sie kam nicht. Endlich hörte seine Tante, daß sie plötzlich an das Sterbebett einer Verwandten gerufen worden sei.

Als der Winter kam, saß Matt meist traurig und zitternd da. Er fragte von Tag zu Tage nach seiner Freundin und weinte über die Kälte.

Es kam jetzt eine traurige und leidensvolle Zeit für die Bewohner des kleinen Fischerdorfes. Es war sehr rauhes und stürmisches Wetter. Die Männer konnten mit ihren Boten nicht ausfahren, und ungesunde Nahrung und überharte Arbeit brachten allerlei Fieber mit sich. Rebekkas Mutter und die Tante des kleinen Matt wurden zu gleicher Zeit krank. Deshalb wurde letzterer so lange in die Hütte von Rebekkas Mutter gebracht. Während der Nacht wurde er unten in der Hütte mit Rebekka allein gelassen, da deren Mutter oben krank lag. Sie suchte den armen Knaben aufzuheitern; aber er wollte sich nicht beruhigen lassen. Jedesmal wenn ein Windstoß die Thür bewegte, bat er, daß er hinausgehen und „mit Gott reden dürfe“. Sie konnte ihn nicht bewegen, ruhig zu sein. Da gab sie ihm etwas Brot, und nachdem sie die Thür fest verriegelt hatte, legte sie sich nieder und fiel in einen festen Schlaf. Als sie wieder aufwachte, war Matt nicht mehr da. Sie fand auch, daß der Riegel von der Thür weggeschoben war. Eilend lief sie zu der Hütte, wo Matts Tante wohnte; allein die Thür war von innen verschlossen. Dann lief sie nach dem Ufer zu der Grotte, welche seit langer Zeit Matts Lieblingsplätzchen war, und freute sich, als sie näher kommend die Stimme des Knaben vernahm. „Gott!



Gott!“ hörte sie ihn sagen, „o hole doch den armen Matt! Laß Matt von hier weggehen und zu Dir kommen!“

Als sie in die Grotte trat, sah sie beim Mondschein das blasse Antlitz des Knaben. Der kalte Wind blies durch seine dünnen und unbedeckten Haare, und der gefrorne Schnee trieb über seine Füße.

Bewegungslos stand er da. Das Mädchen berührte ihn; er war so kalt wie Eis. Sie zog ihn am Arme; aber sie war nicht imstande, ihn aus seinem Tiefsinn aufzuwecken. „Gott! Gott!“ rief er noch einmal, „der gute Mann hat bezahlt; o nimm den armen Matt zu Dir!“

Rebekka bedeckte ihn mit ihrem Tuche, und er sagte

mit schwacher Stimme: „Matt wird in einigen Tagen Gott sehen, und Matt wird nie mehr frieren.“

Das Mädchen legte schnell einiges Treibholz zwischen ihn und den Eingang der Grotte, um die Zugluft ein wenig abzuhalten; dann eilte sie zum Dorfe zurück, um Hilfe herbeizuholen. Während dieser Zeit landeten einige Fischer in der Nähe der Grotte. Sie traten in dieselbe ein, um sich ein wenig vor dem rauhen Winde zu schützen, und fanden Matt auf seinem gefrorenen Lager. Er lag da kalt und still. — Glücklicher Matt! Gott hatte sein heißes Verlangen gestillt und ihn zu sich genommen, noch ehe er es erwartet hatte. Die Tage des Elends und der Schwachheit sind für ihn vorüber, und er wird nie mehr frieren!

---

## Not und Rettung.

An einem gewissen Wintertage saßen Klara und ihre Großmutter beim Frühstück, welches zu karglich war, um den Hunger zweier Menschen stillen zu können. Ueberhaupt hatten sich die beiden Hüttenbewohner in den letzten Tagen mit wenigem begnügen müssen; und besonders war ihre Tafel seit dem vorigen Tage sehr karglich besetzt gewesen. Dazu war der Winter sehr streng und anhaltend und zeigte wenig Aussicht auf besseres Wetter; dies wurde um so schmerzlicher gefühlt, da der Holzvorrat nur aus wenigen Reisigbündeln bestand, welche die kleine Klara gesammelt hatte und die kaum das Zimmer zu erwärmen vermochten.

Mit einem Wort, die Not hatte den höchsten Gipfel erreicht. An diesem Morgen bestand die Mahlzeit der beiden Leuten nur aus einer einzigen harten Brotkruste,

während sie keinen Pfennig mehr besaßen, um sich ein neues Brot kaufen zu können, und der Bäcker sich auch seit einiger Zeit geweigert hatte, sein Backwerk ohne Geld verabsolgen zu lassen. Mit einem weinerlichen, traurigen Gesicht richtete das kleine Mädchen ihre Blicke auf die schwache, alte Großmutter, die noch im Bett lag; sie weichte die harte Kruste in heißem Wasser und reichte dann mit einem tiefen Seufzer die eine Hälfte der armen Alten, in deren Mienen der Ausdruck der tiefsten Traurigkeit sichtbar war.

„Liebe Großmutter!“ begann Klara endlich. „Ich möchte heute gern zur Stadt gehen.“

„Zur Stadt, Klara?“ fragte die Alte zurück. „Wie kommst Du auf diesen Gedanken? Wie könntest Du in einem solchen Wetter ausgehen?“

„Aber, Großmutter, was sollen wir denn anfangen?“ fuhr das Kind fort. „Wir haben kein Brot, keine Kartoffeln, wir haben nichts mehr.“

„Und um Brot und Kartoffeln zu bekommen, willst Du beinahe drei Stunden weit durch eine öde Heide wandern?“ wandte die Großmutter ein. „Weißt Du denn nicht, daß es fortwährend schneit, so daß Du kaum vorwärts kommen wirst? Nein, nein, liebes Kind; Du mußt zu Hause bleiben und — —“

„Aber dann werden wir Hungers sterben, Großmutter,“ bemerkte Klara.

„Kind, das darfst Du nicht jagen,“ warnte die Alte. „Haben wir denn nicht einen allmächtigen Gott und Vater im Himmel?“

„Freilich,“ erwiderte die Kleine; „aber — —“

„Und sorgt Er nicht für die Raben und die Sperlinge?“ fragte jene weiter.

„Gewiß, Großmutter,“ war die Antwort.

„Und uns sollte Er vergessen? Nein, mein liebes Kind, Du darfst nicht nach der Stadt gehen,“ sagte die Großmutter ernst.

„Aber“, wandte die Kleine ein, „hast Du mir denn nicht gesagt, daß der Herr denen hilft, die gern arbeiten möchten und nicht die Hände in den Schoß legen? Wenn wir aber beide zu Hause bleiben, so werden die Raben sicher nicht kommen, um uns Brot zu bringen. Darum laß mich gehen, liebe Großmutter, um zu sehen, ob nicht irgendwo etwas zu erlangen ist.“

„Aber, mein Kind, was gedenkst Du denn eigentlich zu thun, um Brot zu bekommen?“ fragte die Alte gespannt.

„Nun, ich werde gute Menschen um eine kleine Gabe ansprechen,“ erwiderte die Kleine.

„Du willst also betteln, armes Kind,“ fiel die Großmutter ernst ein, während sich ihre Augen mit Thränen füllten. „Betteln? Ach! das ist ein entsetzlicher Gedanke.“

„Ja, es ist meine Absicht, den Leuten, welchen ich begegne, mitzuteilen, daß ich daheim eine alte, franke Großmutter habe, die nichts zu beißen und zu brechen hat. Die reichen Leute sind gewiß gut und freigebig; denn sie sind doch Christen, die in der Bibel gelesen haben, daß man den Armen und Kranken in ihrer Not beistehen soll.“

In der Einfalt ihres Herzens war Klara völlig überzeugt, daß sie, falls sie die Wahrheit spreche, sicher Mitgefühl, Teilnahme und Hülfe finden würde. Doch die alte Großmutter, die, obwohl ebenfalls einfältig und aufrichtig in ihrem Wandel vor Gott und Menschen, aus Erfahrung sehr gut wußte, wie wenig Mitleid man oft bei den sogenannten Christen findet, sagte traurig:



„Ach, liebe Klara, meinst Du wirklich, daß die reichen Leute auf Deine Worte achten würden?“

„Warum denn nicht?“ fragte das Kind im Tone der Bewunderung. „Ich werde ihnen einfach die Wahrheit sagen, daß Du krank seiest, daß wir Hunger haben und nichts besitzen, um ihn stillen zu können, daß — —“

„Ist es noch am schneien, mein Kind?“ unterbrach die Großmutter die kleine Sprecherin.

„Nein, Großmutter!“ war die Antwort. „Es ist ganz ruhig draußen; und die Kälte wird mir nicht schaden; ich werde tüchtig laufen.“

„Nun, mein Kind, Du magst gehen,“ sagte die Alte nach kurzem Nachsinnen. „Aber vorher reiche mir dort das Kistchen; der Schlüssel dazu wird in meiner Tasche stecken.“

Mit Freuden gehorchte das Kind. Für sie schien jetzt alle Not zu Ende zu sein. Die Großmutter aber, nachdem sie das Kistchen geöffnet hatte, sagte in ernstem Tone:

„Ich gebe Dir zwar Erlaubnis, zur Stadt zu gehen; aber nicht um zu betteln. Hier in dem Kistchen ist etwas, was uns noch etliche Tage Brot verschaffen wird. Ich hatte nicht erwartet, daß ich es hätte zu diesem Zwecke verkaufen müssen,“ fuhr sie, wie zu sich selbst sprechend, traurig fort. „Aber was kann mir das Ding nützen, wenn ich meinen Sohn doch nicht wiedersehen soll? Armer Heinrich! Du wirst sicher Deiner Mutter nicht zürnen, wenn sie Dein letztes Andenken dazu verwendet, in der Stunde der Not für sich und Dein Kind Brot zu kaufen.“

Eine Thräne rollte bei diesen Worten über ihre bleiche, faltenreiche Wange; und nachdem sie einen gol-

denen Ring und einen Halschmuck aus dem Kistchen genommen hatte, sagte sie mit einer vor Bewegung zitternden Stimme:

„Hier, liebe Klara, bringe diese beiden Dinge ins Pfandhaus und laß Dir zehn Mark darauf geben. Sei vorsichtig, daß Du sie nicht verlierst, und bringe mir mit dem Gelde zugleich den Pfandschein mit.“

Klara nahm die Dinge zur Hand; und nachdem sie ihren Kopf mit einem Tuch umhüllt hatte, welches jedoch so dünn war, daß es kaum vor der Kälte zu schützen vermochte, begab sie sich mit einem fröhlichen Herzen auf den Weg. Schneller als man hätte denken können, hatte sie den mit Schnee und Eis bedeckten Weg zurückgelegt, und in der Stadt angekommen, begab sie sich sofort ohne Furcht in das Pfandhaus. Der Mann, welchem sie den Ring und den Halschmuck übergab, setzte eine wichtige Miene auf, schüttelte bedenklich den Kopf, um seine Zweifel an der Echtheit des Goldes auszudrücken, und wollte nur die Hälfte von dem geben, was die Kleine dafür forderte. Diese starrte lange sinnend den Boden an. Endlich sagte sie seufzend:

„Wir haben kein Brot, mein Herr; und meine arme schwache Großmutter kann so nicht länger leben. Sie hat mir ausdrücklich gesagt, daß ich 10 Mark dafür fordern sollte! Aber wenn Sie nun einmal nicht mehr geben wollen, so geben Sie mir die Hälfte, denn sonst sterben wir noch vor Hunger. Ich hoffe nicht, daß sie mir darüber zürnen wird.“

Der Ton des armen Kindes klang so wehmütig, daß ein Herz von Stein davon hätte erweicht werden müssen. Aber so war es nicht bei diesem gefühllosen, harten Manne. Ohne ein Wort zu verlieren, gab er der

Kleinen die fünf Mark und schrieb den Pfandschein. Traurig verließ sie das Haus, wohl wissend, daß die empfangene geringe Summe nicht lange ausreichen würde, um das Leben zweier Personen zu fristen; und da jetzt gerade Markttag war, so kam sie zu mehreren Malen in große Versuchung, die Vorübergehenden um ein Almosen anzusprechen. Reichgekleidete Damen schritten, ihre Kinder an der Hand führend, auf den Straßen auf und ab und traten in prachtvolle Läden, um Spielsachen oder andere nutzlose Dinge zu kaufen.

„Ach!“ dachte Klara in ihrer kindlichen Einfalt, „diese Damen sind so reich, daß sie mir sicher gern eine Kleinigkeit geben werden. Ich will einmal einen Versuch machen. . . Doch nein, ich darf nicht,“ fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort. „Ich habe ja noch fünf Mark, und die Großmutter hat gesagt, daß dieses für's erste genug sei, um unsern Hunger zu stillen. Sicher giebt es hier auch viele Arme, die vielleicht gar nichts besitzen und darum zu betteln gezwungen sind. Ich würde ihnen also das Geld wegnehmen, das sie im andern Falle vielleicht bekommen würden.“

Sie entschloß sich daher, so schnell als möglich nach Hause zurückzukehren, um durch ihr zu langes Ausbleiben die Großmutter nicht in unnötige Unruhe zu versetzen. Indem sie nun mit geflügelter Eile die Straßen durchschritt, griff sie noch einmal in die Tasche, um sich zu überzeugen, ob sie das Geld auch gut geborgen habe. Wer aber malt den Schrecken der armen Kleinen, als sie wahrnahm, daß das Geld verschwunden war! Totenbleich und an allen Gliedern zitternd, kehrte sie ihres Weges zurück, um nachzusehen, ob sie es nicht irgendwo habe fallen lassen. Aber alles war fruchtlos. Ueberwältigt

von Traurigkeit über ihr Unglück, setzte sie sich auf die Treppe eines ansehnlichen Hauses und begann bitterlich zu weinen. Der Eigentümer des Hauses war ein alter, reicher Herr, der zugleich das Amt des Bürgermeisters der Stadt bekleidete. Kaum gewahrte er, in Begleitung eines andern Herrn die Straße hinabkommend, das arme Kind, als er sich eilig dem Hause näherte und der Kleinen in barschem Tone zurief:

„Wer hat Dir Erlaubnis gegeben, Dich hierhin zu setzen? Packe Dich fort, Du Bettelbirne! Du singst doch gewiß auch das alte Liedlein von Hunger und Kälte, wie alle von Deinem Gelichter es thun, die ihre Zeit auf der Straße mit Nichtsthun zubringen. Nun mache, daß Du fortkommst!“

„Ja, in der That,“ bemerkte sein Begleiter, „es ist eine wahre Qual, den ganzen Tag von diesem Bettelvolke umlagert zu sein.“

„Warum heulst Du? Was fehlt Dir?“ schrieb der Bürgermeister von neuem das Mädchen an. „Hast Du nicht verstanden, daß Du Dich fortmachen sollst? Weißt Du nicht, daß ich der Bürgermeister bin, und daß das Betteln streng verboten ist?“

Das Kind, welches sich schon bei den ersten Worten ängstlich erhoben hatte, entfernte sich jetzt mit eiligen Schritten.

„Warte einmal! Nicht so schnell!“ rief der Bürgermeister ihr nach. „Ich will vorher wissen, warum Du heulst. Ich merke, Du verstehst schon die Kunst, ein rechtes Jammergeficht zu machen.“

„Das ist wahr,“ bestätigte sein Begleiter.

„Ich bin überzeugt, daß alles Betrug ist; wir werden das bald sehen,“ versicherte der Bürgermeister, und

richtete jetzt an das zitternde Mädchen verschiedene Fragen, die sie dadurch beantwortete, daß sie ihm ihre traurige Geschichte in schlichten, einfachen Worten mittheilte. Kaum aber hatte sie von dem Pfandhause und dem verlorenen Gelde gesprochen, so unterbrach er sie mit den rauhen Worten:

„Da sieht man's; da haben wir wieder die alte Geschichte. Ich dachte schon, daß alles auf Lug und Trug hinauslaufen würde. Pfandhaus — verlorenes Geld — eine kranke Großmutter! Das sind die gewöhnlichen Stichwörter, womit dieses Volk den ehrlichen Leuten das Geld aus der Tasche zu locken sucht. Marsch! Pack Dich so schnell als möglich aus meinen Augen, oder ich lasse Dich für Deine schändlichen Lügen bei Wasser und Brot einsperren. Fort, fort! Laß Dich nie wieder hier blicken!“

Beide Herren traten in das prachtvolle Haus, während die arme, an allen Gliedern zitternde Kleine mit raschen Schritten hinwegeilte. Aber was nun anfangen? Was anders blieb ihr jetzt übrig, als zu betteln? Zwar zögerte sie noch einen Augenblick; aber endlich trug die Noth den Sieg davon, und sie begann in einer der Hauptstraßen die vorübergehenden Herren und Damen um ein Almosen zu bitten. Gerade in diesem Augenblick begann es wieder zu schneien. Das arme Kind bebte am ganzen Körper. Es war zum ersten Mal in ihrem Leben, daß sie gezwungen war, zu betteln; und ach! wie bitter sah sie sich in ihrer Hoffnung getäuscht, bald Hülfe zu finden. Ein jeder eilte so rasch als möglich seiner Wohnung zu; denn ein scharfer Wind begann den Schnee in immer dichteren Massen vor sich herzutreiben. Fast von Kälte erstarrt, schleppte sich das unglückliche Kind durch die menschenleeren Straßen. Bereits hatte sie sich an fünf

oder sechs Menschen gewandt, aber man hatte ihr entweder gar keine Antwort gegeben, oder sie mit rauhen Worten abgewiesen.

„Ach! bitte, Madame, geben Sie mir doch etwas!“ flehte sie eine vorübergehende Dame an. „Ich habe fünf Mark verloren; meine Großmutter ist alt, und wir haben keinen Bissen Brot, um unsern Hunger zu stillen.“

Aber auch dieses Mal fanden ihre Jammertöne kein Gehör; die Dame eilte vorüber und trat in eines der prächtigen Häuser. Inzwischen begann es nach und nach dunkel zu werden, während der Wind immer heftiger wehte, und das zunehmende Schneegestöber einen jeden von der Straße in seine Wohnung trieb, ohne daß man auf das vor Kälte fast erstarrte Kind achtete. Alara war bereits mehr als zwei Stunden umhergelaufen, ohne etwas anderes als abweisende Antworten und Scheltworte empfangen zu haben. Es blieb ihr daher nichts übrig, als nach Hause zu gehen, um die arme Großmutter nicht länger in Angst und Unruhe zu lassen.

Gerade in diesem Augenblick schritt ein Matrose vorüber; und Alara faßte den Entschluß, noch einmal einen Versuch zu machen und den Seemann um ein Almosen anzusprechen. Allerdings machte sie sich wenig Hoffnung; denn sie hatte nur zu oft von der Rohheit der Matrosen reden hören. Doch dieses Mal täuschte sie sich. Der Seemann blieb wirklich stehen; und als er ihr bleiches Gesicht und die rotgeweinten Augen sah, fragte er sie teilnehmend, was sie von ihm begehre. Die Kleine faßte Mut und teilte ihm in der Kürze ihre traurige Geschichte mit. Und in der That, unter der groben Matrosenjacke schlug ein mitfühlendes Herz; er zog einen

ledernen Beutel aus der Tasche und reichte dem Kinde ein Fünfmarsstück mit den Worten:

„Hier, mein armes Kind! Ich glaube, daß Du mich nicht belügst. Grüße mir Deine Großmutter und dann mache Dich so rasch als möglich nach Hause.“

Als der wackere Seemann dies gesagt hatte, entfernte er sich so schnell, daß das überglückliche Kind kaum Zeit fand, sich bei ihm zu bedanken. Nachdem jedoch der erste Hauch ihrer Freude verflogen war, lenkte sie ihre Schritte der Heimat zu, um noch, bevor die Nacht ganz hereinbrach, bei der harrenden Großmutter zu sein. Doch das war durchaus keine leichte Aufgabe. Durch das fortwauernde Schneegestöber, dem sie mehr als zwei Stunden ausgesetzt gewesen war, war sie bis auf die Haut durchnäßt worden; und sie fühlte sich aus Mangel an Speise so erschöpft, daß sie fast nicht mehr vorwärts konnte. Ueberdies mußte sie während des ganzen Weges durch tiefe Schneemassen waten, welche sich zu immer höhern Hügeln aufhäuften.

„Ach! nun werde ich sicher sterben müssen,“ seufzte sie. „Ich kann nicht weiter; und wenn ich mich niederseße, so ist mein Tod gewiß.“

Nur mit großer Mühe schleppte sie sich fort; ihre Kräfte verminderten sich zusehends. Nur die Angst vor dem Tode hielt sie noch auf den Füßen. Da plötzlich hörte sie in ihrer unmittelbaren Nähe das Gezwitsher eines Rotkehlchens. Während des Sommers breitete auf dieser dürren Heide kein einziger Baum seine grünen Zweige aus, in welchen ein Vogel sein Nest hätte bauen können; und nun war alles mit Schnee bedeckt. Dennoch befand sich hier; und zwar gerade in dem Augenblick, als unsre kleine Freundin auf dem Punkte stand, vor

Er schöpfung zu Boden zu sinken, ein Kotkehlchen, welches sein fröhliches Liedchen hören ließ; und diese Töne übten eine solche Wirkung auf das ermattete Kind aus, daß es war, als wäre sie plötzlich mit neuer Kraft ausgerüstet worden. Sie verfolgte ihren Weg mit neuem Mute.

Es ist eine unbestreitbare Wahrheit, daß oft sehr geringfügige Umstände einen Ermüdeten aufrichten und mit neuer Kraft versehen können. Ich erinnere mich der Geschichte eines berühmten Reisenden, namens Mungo Park, der, als er in der Wüste von Afrika verirrt war und, erschöpft zu Boden niedersinkend, nichts als den Tod vor Augen sah, durch den Anblick eines einzigen Grashalms sich wieder aufgerichtet fühlte. „Wenn Gott“, so dachte er, „diese geringfügige Pflanze in dieser Wüste versorgen kann, sollte Er dann nicht über das Leben eines Menschen zu wachen vermögen?“ — Und durch diesen Gedanken ermutigt, stand er auf und setzte seine Reise fort, bis er in ein Dorf gelangte, welches zu erreichen er vorher nicht für möglich gehalten hatte.

So erging es auch unsrer armen Klara. Es war, als würde ihr durch das stets sie umflatternde Kotkehlchen Mut zugesprochen, so daß sie fast nichts mehr von ihrer Müdigkeit fühlte, sondern bald bei ihrer Großmutter zu sein hoffte, um mit ihr den Herrn für ihre Beschirmung loben und preisen zu können. Nun und dann entfernte sich ihr kleiner Begleiter; aber nach einer kurzen Pause kehrte er immer wieder zurück, bis sie endlich ihre Wohnung erreichte, und der flinke Sänger sich auf den Zweigen eines in unmittelbarer Nähe des Hauses stehenden Baumes niederließ. Mit welcher Sehnsucht die alte Großmutter der Rückkunft ihrer kleinen



Enkelin entgegengeharret hatte, läßt sich leicht begreifen. Doch jetzt war mit einem Male ihre Unruhe verschwunden, während Klara beim warmen Kamin alle ihre Erlebnisse mittheilte.

Wer wollte es leugnen, daß es die Hand Gottes war, welche in den fast menschenleeren Straßen der Stadt das weinende Kind dem mitleidigen Matrosen entgegenführte und das Herz des letzteren zu einer milden Gabe bereit machte? Wer möchte es leugnen, daß selbst die Erscheinung des Notkehlers eine Fürsorge Gottes war, damit das Kind nicht aus Erschöpfung und Kälte eine Beute des Todes würde? —

Doch unsere Erzählung ist noch nicht zu Ende. Als die kleine Klara am folgenden Morgen das kargliche Frühstück zugerichtet hatte und eben damit beschäftigt war, der schwachen Großmutter eine Tasse Kaffee zu reichen, wurde etwas ungestüm an die Thür des kleinen Hauses geklopft. Schnell eilte das Kind herbei, um zu öffnen. Wer aber beschreibt ihre Ueberraschung, als sie den Eintretenden näher betrachtete! Denn sie erkannte in demselben auf den ersten Blick jenen freundlichen Matrosen, der am vorigen Abende ihr das Geld gegeben hatte. Dieser aber war bei ihrem Anblick nicht weniger überrascht; denn auch er erkannte die Kleine wieder. Doch kaum hatte die Großmutter den Klang der Stimme des Fremden gehört, als sie in übermäßiger Freude rief:

„Heinrich! Heinrich! mein Sohn, mein Sohn!“

„Mutter! Mutter!“ rief der Seemann nicht weniger erfreut, indem er ins Zimmer trat, die alte Frau umarmte und ihre bleichen Wangen mit Thränen und Küssen bedeckte. „Wie? Und die Kleine hier ist meine Tochter, meine Klara? Gott sei gelobt!“

Jetzt folgte eine rührende Scene. Die kleine Bettlerin lag schluchzend in den Armen ihres Vaters, der sie mit freudigem Entzücken an sein klopfendes Herz preßte.

Seit längerer Zeit hatte die Großmutter ihren Sohn Heinrich als tot beweint. Als vor elf Jahren die kleine Klara geboren wurde, starb kurz nachher ihre Mutter; und der junge Ehemann stand allein mit seinem neugeborenen Kinde. Das war für ihn ein zu harter Schlag gewesen. Nirgend fand er Ruhe, so daß er endlich den Entschluß faßte, seine Heimat zu verlassen, um in der Fremde seinen Verlust vergessen zu können. Gedacht, gethan. Er verließ seine Mutter und sein Kind; und von dieser Zeit an hatte man nichts anderes von ihm vernommen, als daß er auf einem Schiffe Dienst genommen und nach Amerika gefahren war. Allerlei Umstände hatten ihn verhindert, zurückzukehren; und durch den Krieg, der damals wütete, war es nicht möglich gewesen, Briefe nach Hause zu senden. Als jedoch nach elf Jahren der Krieg beendet war, konnte ihn nichts mehr von der Rückkehr ins Vaterland abhalten; und da er während seiner langen Reise sich ein kleines Vermögen gesammelt hatte, so kam er gerade jetzt zur rechten Zeit, um der Not der Seinigen ein Ende machen zu können.

„Der Herr sei gepriesen!“ rief die gute Alte, als ihr Sohn seine Mittheilungen beendet hatte; „Er hat meine Gebete erhört und mir mein Kind zurückgegeben. Ach, Heinrich! ich fürchtete, Du hättest schon längst in den Wogen des Meeres ein Grab gefunden. Und wie wunderbar, daß Du gerade gestern in der Stadt sein mußtest, um die Thränen Deiner Klara zu trocknen! Ja, wirklich, das ist wunderbar.“

„Aber wie sehr werdet Ihr gelitten haben,“ fiel der

junge Mann jensehend ein. „Ach! ich fühle, daß es nicht recht war, Euch zu verlassen. Das hat mir oft traurige Stunden bereitet; aber daß mein Kind auf der Straße betteln müsse, daran habe ich nimmer gedacht.“

„Es war das erste Mal, Vater,“ unterbrach Klara. „Und ich habe dabei gegen das Gebot meiner Großmutter gehandelt. Es war wohl nicht gut von mir; aber der Hunger quälte mich so sehr; und wenn ich an die Großmutter dachte, so — —“

„Beruhige Dich, mein teures Kind,“ unterbrach der Vater. „Ich hoffe nicht, daß Du jemals wieder gezwungen sein wirst, zu betteln. Der Herr hat alle diese traurigen Umstände zugelassen, damit wir lernen möchten, nicht auf Menschen, sondern allein auf Ihn zu vertrauen; und darum können wir jetzt mit Recht sagen: Der Herr hat alles wohlgemacht.“

„Ja,“ sagte die Großmutter, ihre feuchten Blicke nach oben richtend, „der Herr richtet die von Herzen Gebeugten auf. Er bewahrt die Fremdlinge; die Waisen und die Witwen hält Er aufrecht. Singen will ich dem Herrn während meines Lebens, meinem Gott Psalmen singen, so lange ich bin.“

---

## Taub und stumm.

Einige zwanzig Jahre mögen es her sein, als ein Kolporteur durch die Straßen einer Stadt im südlichen Frankreich schritt. Der schwere Gang und die von der Stirn des Mannes perlenden Schweißtropfen deuteten zur Genüge an, daß das Tragen seines mit Bibeln und andern religiösen Schriften gefüllten Tornisters eben keine

leichte Aufgabe war. Er schien zu überlegen, zu welchem Hause er zuerst seine Schritte lenken sollte; denn es gehört in der That Mut und Vertrauen dazu, in einem Lande, wo die Heilige Schrift fast gänzlich unbekannt ist, eine Ware anzubieten, gegen welche der Mensch von Natur überhaupt eine entschiedene Abneigung zeigt. Bedenken wir es daher dem guten Manne nicht, wenn er ein wenig seine Schritte zögert.

In diesem Augenblick berührte der Lärm zahlreicher Kinder sein Ohr, die soeben die Räume eines Schulhauses verließen. Der Kolporteur machte Halt; er sah das muntere Treiben der Kleinen gern und mochte wohl an seine eigenen Kinderjahre denken, und an Väter und Mutter, die vielleicht längst schon im Grabe ihren Todesschlaf schlummerten. Plötzlich aber fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf. „Ach!“ flüsterte er vor sich hin, „welch eine schöne Sache würde es sein, wenn ich die Lehrerin veranlassen könnte, einige Bibeln zu kaufen, um die lieben Kleinen tagtäglich das Wort Gottes lesen zu lassen.“

Der Wunsch verwandelte sich in stilles Flehen. Er bat den Herrn, sein Vorhaben zu segnen und wandte im Vertrauen, daß sein Gebet Erhörung gefunden, seine Schritte dem Schulhause zu. Er hatte sich nicht getäuscht. Die Lehrerin empfing ihn höchst freundlich und kaufte ihm sogar dreißig Neue Testamente für ihre Schüler ab. In seinen Erwartungen weit übertroffen, verließ er das Schulhaus, indem er wiederum sein Herz zum Herrn richtete, und zwar mit der Bitte, daß Er das zurückgelassene Wort in den Seelen der Kleinen lebendig machen möge, um Ihn zu erkennen, der einst die Kinder auf Seine Arme nahm und segnete und dabei die lieblichen

Worte aussprach: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht.“

Nach etlichen Tagen zog der Kolporteur seine Straße weiter; und Wochen und Monate schwand, ehe sein Fuß wieder jenes Städtchen betrat. Eines Tages aber schritt ein Mann, dessen bestaubte Kleider von einer langen Wanderung zeugten, dem Schulhause zu. Es war unser Freund, der eben im Begriff stand, über das Schicksal der hier zurückgelassenen Bibeln Erkundigungen einzuziehen. Auf sein Anklopfen öffnete eine ihm unbekante Dame die Thür, die, nachdem er nach dem Namen der früheren Lehrerin gefragt, ihm bedeutete, daß dieselbe ihren Beruf aufgegeben habe und in ihre Heimat zurückgekehrt sei.

„Findet sich nicht eine Anzahl Neuer Testamente in Ihrer Schule?“ fragte der Kolporteur nach kurzem Schweigen.

„Warum wünschen Sie das zu wissen?“ fragte die Lehrerin zurück.

„Weil ich der Ueberbringer derselben war,“ erklärte jener.

„Nun, man wird sie Ihnen ohne Zweifel bezahlt haben; denn es liegt eine Quittung vor,“ fuhr die Dame fort.

„Es ist nicht Geld, was ich hier suche,“ sagte der Kolporteur ernst. „Ich wünsche nur zu wissen, ob auch die Kinder in diesen Büchern lesen.“

„Nein,“ erwiderte die Lehrerin trocken. „Die Kinder sind noch zu jung und zu unwissend, um die Bibel zu lesen.“

„Ihre Worte setzen mich in Erstaunen; ich kann Ihnen versichern, daß ich schon oft junge und unwissende Kinder mit großer Freude darin lesen sah.“

„Das mag sein; allein es ist meine Gewohnheit nicht, darin lesen zu lassen.“

„Werden also die Bücher durchaus nicht benutzt?“ fragte der Kolporteur mit einem Anfluge von Trauer.

„Nein; sie befinden sich noch alle unbenuzt auf einem Bücherbrett, wo ich sie vorfand. Doch nein, ich irre mich; mir fällt eben ein, daß ein Exemplar davon verkauft worden ist.“

„Darf ich wissen, wer es bekommen hat?“

„Es ist für ein kleines Mädchen gekauft worden, welches sehr nach einem Testament verlangt hatte. Aber jetzt bitte ich mich zu entschuldigen, denn ich darf nicht länger aus der Schule bleiben. Wenn Sie mehr über die Sache zu wissen wünschen, so gehen Sie in jenes kleine Haus, welches Sie drüben zur linken Hand sehen. Dort wohnen die Eltern des Kindes.“

Die Lehrerin kehrte in das Schulzimmer zurück, und der Kolporteur lenkte seine Schritte dem ihm bezeichneten Hause zu. Es war ein kleines, aber niedliches Gebäude, welches ringsum mit Strauchwerk und Blumenbeeten umgeben war. An dem Ende eines kleinen Gartens befand sich eine aus starken Weinreben gebildete Laube, deren Zweige so fest ineinander geflochten waren, daß das dichte Laubwerk die Strahlen der Mittagssonne nicht hindurchließ. In einem Winkel dieser hübschen Anlage saß ein kleines Mädchen. Der Kolporteur bemerkte dasselbe, und in der Hoffnung, daß es das Kind sein möchte, welches er aufzusuchen im Begriff war, schritt er auf die Kleine zu und richtete einige Fragen an sie. Augenblicklich wandte das Kind fest und mit einer ausdrucksvollen Miene ihren Blick dem Fremden zu, schien ihn aber nicht verstanden zu haben. Er wiederholte mehrmals seine



Fragen; aber immer blieb sie ihm die Antwort schuldig. Er schloß daraus, daß das Kind taub sein müsse. Zwar fand er, indem er lauter sprach, daß der Schall in ihr Ohr dringe; allein statt einer Antwort legte sie die Hand auf den Mund und bedeutete ihm durch Zeichen, daß sie nicht sprechen könne.

„Also taub und stumm!“ flüsterte der Kolporteur mit teilnehmender Miene vor sich hin. „Armes Kind! wie schwer hat Gott Dich heimgesucht!“

„Und dennoch ist sie nicht so unglücklich, wie Sie denken, mein Herr,“ ließ sich in diesem Augenblick hinter ihm die Stimme eines Mannes vernehmen, der soeben

aus der Hütte getreten war, und sich dem Fremden näherte. „Gott tröstet das liebe Kind auf eine so wunderbare Weise, daß sie kaum unsers Mitleids bedarf.“

„Der Herr sei dafür gepriesen!“ unterbrach der Kolporteur, indem er den Gruß des Mannes, dessen Gesichtszüge alsbald den Vater des Kindes verrieten, freundlich erwiderte. — „Ich muß gestehen, daß es mich traurig machte, ein taubstummes Kind zu finden. Aber jetzt werden Sie mich sehr verpflichten, wenn Sie mich ein wenig mit der Geschichte Ihres Kindes bekannt machen.“

„Sehr gern,“ erwiderte der Vater freundlich. „Aber kommen Sie ins Haus und nehmen Sie eine kleine Erfrischung. Drinnen läßt sich besser eine Unterhaltung führen, als hier im Freien.“

Das freundliche Anerbieten annehmend, trat der Kolporteur, gefolgt von dem kleinen Mädchen, in die niedrige Hütte. Das Zimmer, in welches er eingeführt wurde, war auffallend nett und sauber. Das Hausgerät bestand aus schlichtem Holz; aber die Einrichtung und Anordnung desselben zeugten von dem Geschmack und Ordnungssinne der Bewohner. Der frisch gescheuerte Tisch wurde im nächsten Augenblick durch die Mutter des Kindes in der gastfreundlichsten Weise mit Brot, Käse und einem Glase Wein besetzt. Und während der Fremde die dargebotene Erquickung annahm, begann der Vater seine Erzählung.

„Vor etwa zehn Monaten“, hob er an, „war unsre Johanna eines der kräftigsten und gesundesten Kinder in diesem Orte. Um diese Zeit aber verbreitete sich eine ansteckende Krankheit, das Nervenfieber, wie ein Lauffeuer fast von Haus zu Haus. Auch unser Kind wurde, und zwar in der Schule, von dieser Seuche ergriffen,



und sehr krank brachte man sie hierher. Der herbeigeholte Arzt versicherte, daß große Gefahr vorhanden sei, und obwohl wir genau seine Vorschriften befolgten, wurde der Zustand unsers armen Kindes dennoch mit jedem Tage bedenklicher, so daß wir fast alle Hoffnung verloren. Als sie nun eines Tages unsre Traurigkeit bemerkte, winkte sie uns an ihr Bett und sagte:

„Ach, liebe Eltern! Grämet Euch nicht um mich. Ich glaube, daß ich bald sterben werde; aber ich habe keine Furcht vor dem Tode. Ich liebe den Herrn Jesus Christus; und Er hat mir verheißen, mich in den Himmel zu nehmen.“

„Die Mutter schluchzte laut auf, als sie diese Worte hörte; aber ich dachte, es seien Fieber-Phantasien, durch welche getäuscht sie die Meinung gefaßt habe, daß sie mit Geistern, oder gar mit Jesus Christus selbst in Verkehr getreten sei; und um diese beunruhigenden Gedanken aus ihrem Gemüte zu verwischen, sagte ich:

„Du mußt Dich nicht selbst durch solche Vorstellungen traurig machen, mein Kind. Du wirst, hoffe ich, bald wieder genesen.“

„Nein, Vater,“ unterbrach sie mich hastig, „was ich sage, macht mich nicht traurig; denn ich versichere Dir, daß der Herr Jesus zu mir gesprochen hat in einer Weise, die mich sehr, sehr glücklich macht.“

„Gut, gut, mein liebes Kind; es war ein hübscher Traum, den Du geträumt hast,“ sagte ich in beschwichtigendem Tone.

„Nein, nein, Vater; es war kein Traum,“ rief sie lebhaft; „kein Traum, sage ich Dir. Ich habe das Wort Gottes in der Schule gelesen, und ich betete zu Ihm, und es war, als ob eine Stimme in meinem Herzen gesagt

hätte: „Dein Heiland liebt Dich und wird Dich zu sich in den Himmel nehmen.“ Mein, Vater, es war kein Traum; ich weiß es ganz gewiß.“

„Ich war völlig ungläubig; und bei jeder andern Gelegenheit, nur nicht in der Gegenwart meines sterbenden Kindes, würde ich über solche Worte gelächelt haben. Jetzt aber sagte ich nur: „Gut, mein Kind, wir wollen ein anderes Mal darüber sprechen!“

„Mittlerweile steigerte sich ihre Krankheit bis zu einem solchen Grade, daß der Arzt ihren Zustand für hoffnungslos erklärte. Ach, wie viele bittere Thränen flossen in der Nähe ihres Lagers! Ihr Verlust schien uns unerträglich. Die kleine Kranke, welche in lichten Augenblicken unsre Trauer gewahren mochte, richtete oft ihre matten Blicke mit solcher Zärtlichkeit auf uns, daß unser Herz zu brechen drohte. Oft faltete sie ihre weißen Händchen, und die erblassenden Lippen bewegten sich wie zum Gebet. Ach, es war ein rührender Anblick! Doch ich will nicht länger dabei verweilen. Die Krankheit dauerte einundzwanzig Tage — eine Zeit, die sich für uns zu einem Jahre auszudehnen schien; denn es ist entsetzlich für das Herz der Eltern, ein geliebtes Kind so leiden zu sehen. An einem Tage, welchen wir für den letzten in dem irdischen Leben unsrer Kleinen hielten, forderte sie uns durch ein Zeichen auf, daß wir uns ihrem Sterbelager nähern möchten. Sogleich ihrem Winke gehorchend, legte ich mein Ohr an ihren Mund; und indem sie ihr halbgebrochenes Auge himmelwärts richtete, flüsterten ihre Lippen schwerfällig und unter großer Anstrengung die Worte: „„Ich — wußte — —““ Dann schlossen sie sich wieder. Ja, sie schlossen sich für immer; es waren ihre letzten Worte, die sie je gesprochen hat.

Sie ist, wie Sie sehen, dem Leben erhalten geblieben; aber sie ist taub und stumm."

Eine Thräne glänzte in dem Auge des Erzählers. Auch der Fremde, der mit großem Interesse auf die Worte des Mannes gelauscht hatte, zeigte Rührung und Teilnahme in seinen Mienen und sagte bewegt: „Es ist in der That eine schwere Heimsuchung, ein harter Schlag, so plötzlich Gehör und Sprache verlieren zu müssen. Allein Sie bemerkten vorher, daß der Herr das liebe Kind auf eine wunderbare Weise tröste. Darf ich die Bedeutung dieser Worte wissen?“

„Das könnte ich Ihnen wohl am besten mitteilen,“ bemerkte die Mutter des Kindes. „Als die Kräfte unsrer armen Johanna zurückkehrten, schien es sie sehr zu betrüben, daß sie nicht mit uns sprechen konnte; sonst aber verrieten ihre Mienen, daß sie sich sehr glücklich fühlte. Doch machte sie uns wiederholt ein Zeichen, welches wir durchaus nicht verstehen konnten. Ach! hätte das arme Kind doch ihre Wünsche nur niederschreiben können, wie glücklich würde uns das gemacht haben! Aber sie werden vielleicht schon bemerkt haben, daß alle ihre Finger so verkrüppelt sind, daß sie keinen Gegenstand fassen und festhalten kann. Auch das ist eine Folge ihrer Krankheit. Unterdes bemerkten wir, daß sie ihre Blicke beständig nach einem Plaze wandte, wo ein Buch voll alter Geschichten lag; und wir kamen auf den Gedanken, daß sie sich vielleicht damit die Zeit zu vertreiben wünsche. Jedoch erkannten wir bald unsern Irrtum; denn sobald wir das Buch berührten, um es ihr einzuhändigen, schüttelte sie abwehrend das Haupt.“

„Ja, in der That,“ unterbrach hier der Mann die Gattin wieder; „das Benehmen unsers Kindes blieb uns

lange ein Räthel. Daß sie nach irgend einem Buche verlangte, war uns klar; aber wo sollten wir dieses finden? Da hatte ich eines Tages einen sonderbaren Einfall. Ich ging nämlich ins Schulhaus und fragte die Lehrerin, ob sie nicht irgend welche Bücher mit ergötzlichen Geschichten besitze, die zu lesen sie ihren Schülern erlaube. Sie verneinte meine Frage. „Und haben Sie,“ forschte ich weiter, „nicht sonst irgend etwas, welches zu lesen meiner kleinen Johanna Freude machen würde?“ — Die Dame sann lange nach; dann rief sie plötzlich: „Ach ja; da fällt mir eben ein — warten Sie — ich besitze ein Buch, in welchem das arme Kind stets gern las.“

„Und wie heißt das Buch?“ fragte ich.

„Es ist das Neue Testament,“ war die Antwort.

„Sollte sie den Inhalt wirklich verstanden haben?“ fragte ich, den Kopf ungläubig schüttelnd.

„Ich möchte es fast glauben,“ erwiderte die Dame. „Denn öfters zog sie sich, wenn die andern Kinder draußen spielten, in einen Winkel zurück und las mit großem Ernst.“

„Besitzen Sie noch eines dieser Bücher? und wollen Sie mir ein solches verkaufen?“ fragte ich.

„Gewiß, mit Freuden,“ sagte sie freundlich und überreichte mir ein Exemplar.

„Kaum im Besitze des Buches eilte ich nach Hause zurück. Jedoch machte ich mir unterwegs Vorwürfe, daß ich ein wenig zu voreilig gewesen sei, ein Buch zu kaufen, welches sich am Ende nicht als dasjenige ausweisen werde, nach welchem das Kind verlange. Zweifelnd näherte ich mich dem Siechbette. Aber nie werde ich den freudig glänzenden Blick ihres Auges, nie das heitere Lächeln vergessen, welches sich beim Anblick des Buches

über ihre bleichen Wangen verbreitete. Sie richtete sich, so schwach und hinfällig sie auch sein mochte, mit einer hastigen Bewegung auf und schlug, voll Staunen und Ueberraschung, ihre Hände zusammen. Es war ein lieblicher Anblick; ich hatte wirklich ihren Wunsch erraten."

Hier machte der Erzähler eine Pause. Die Erinnerung an jene Scene, wo er wieder zum ersten Male ein glückliches Lächeln in den Mienen seines armen Kindes entdeckt hatte, schien eine zu mächtige Bewegung in dem Vaterherzen geweckt zu haben, als daß er in seiner Erzählung alsbald hätte fortfahren können. Daher griff die Mutter des Kindes den Faden der Geschichte wieder auf und fuhr fort:

„Von diesem Augenblick an kehrte ihre Gesundheit rasch zurück. Ihre Freude schien unbeschreiblich zu sein; sie las und las immer wieder; und ein himmlischer Friede durchwehte ihr ganzes Wesen. Doch das Merkwürdigste bei der Sache ist, daß das arme, taubstumme Kind die Lehrerin ihrer Eltern geworden ist. Ach! bis dahin waren mein Mann und ich geistlich taub und blind. Unsere Johanna nun bezeichnete uns die Stellen, welche wir lesen sollten und die es durch die Gnade Gottes vermocht hatten, ihr Herz so glücklich zu machen. Anfangs verstanden wir nichts von der Wahrheit; und die Worte der Heiligen Schrift, welche die Seele unsers Kindes mit Trost und Frieden erfüllten, ließen unsre Herzen kalt. Doch der Herr sei gepriesen! jetzt ist es anders geworden; wir verstehen die Freude unsers Kindes und freuen uns mit ihm.“

„Ja, lieber Freund,“ fiel der Vater des Kindes mit großer Wärme ein; „wir haben in dem Büchlein das Wort Gottes gefunden; und der gnadenreiche Gott

hat unser armes Kind zu einem Werkzeuge auserkoren, um auch uns in Seine Gnadenarme zu leiten. Möge der Herr aber auch den Unbekannten segnen, der diese Gottesgabe in unsre Stadt gebracht hat!"

Bis jetzt hatte der Kolporteur schweigend und mit großem Interesse zugehört. Welch eine reiche Quelle des Trostes und der Ermunterung sprudelte für ihn in dieser Geschichte. Er sah in der kleinen Taubstummen eine Frucht seines mühevollen Berufs. Alle Seufzer, welche der Hohn und die Gleichgültigkeit der Menschen gegen das teure Wort Gottes aus seiner Brust gepreßt hatten, wurden hier reichlich aufgewogen durch das selige Bewußtsein, daß Er diesen drei Seelen die Gelegenheit und das Mittel geboten hatte, das Wort der Wahrheit kennen zu lernen. Und als der gastfreundliche Mann in den letzten Worten den Wunsch ausdrückte, jenen unbekanntem Ueberbringer der Heiligen Schrift kennen zu lernen, da theilte ihm der Kolporteur unter Freudenthränen mit, daß gerade er es sei, welchen der Herr dazu gewürdigt habe. Nun war die Reihe des Erzählens an dem Kolporteur; und die beiden Alten lauschten mit großer Aufmerksamkeit.

Während dieser Unterredung richtete das taubstumme Kind ihr blaues, lebhaftes Auge bald auf die Eltern, bald auf den Fremden und schien bemüht zu sein, aus dem Ausdruck der Mienen der Sprecher den Gegenstand ihres Gesprächs zu erraten; und als sich endlich die Ueberzeugung bei ihr festsetzte, daß von ihr selbst die Rede sei, wählte sie ein ganz ungewöhnliches Mittel, sich an den Fremden zu wenden. Sie nahm ihr Neues Testament zur Hand, schlug das 9. Kapitel des Evangeliums Johannes auf, zeigte mit einem ihrer verkrüppelten Finger auf die Worte: „Glaubst du an den Sohn

Gottes?" und blickte dann mit einer ausdrucksvollen Geberde den Fremden an. Der Kolporteur las lächelnd die Stelle, nahm das Buch und öffnete das 11. Kapitel desselben Evangeliums, wo er auf die Worte des 27. Verses zeigte: „Ja, Herr, ich glaube, daß Du der Christus bist, der Sohn Gottes, der in die Welt kommen sollte.“

Ein Freudenstrahl, welcher das Herz des Kolporteurs tief rührte, verbreitete seinen Glanz über die ausdrucksvollen Züge der Taubstummen; und um das Maß ihrer Freude voll zu machen und sie zu überzeugen, daß auch er gleich ihr seine Hoffnung und sein ganzes Vertrauen auf den Erlöser setze, zeigte er auf die Stelle in Joh. 3, 36: „Wer an den Sohn glaubt, hat das ewige Leben.“ Und in dieser Weise unterhielten sich beide noch lange über verschiedene Stellen der Heiligen Schrift, welche den Beweis lieferten, daß derselbe Glaube und dieselbe Hoffnung beider Herzen erfüllten. Der Heilige Geist selbst hatte das kleine, taubstumme Mädchen unterwiesen. Hier zeigte sich augenscheinlich die Wahrheit der Worte des Herrn, als Er sagte: „Ich preise Dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß Du dieses vor Weisen und Verständigen verborgen hast und hast es Unmündigen geoffenbart.“ (Matth. 11, 25.)

Glückliches Kind! Sie war zwar ausgeschlossen von allem menschlichen Verkehr; sie sah wohl die teilnehmenden Blicke ihrer Eltern und die fröhlichen Mienen ihrer Gespielinnen; aber sie hörte weder den Ton ihrer Stimmen, noch berührten die süßen Klänge der buntgefiederten Sänger der Zweige ihr Ohr. Und dennoch war sie glücklich, sehr glücklich. Warum? Weil Gott mit ihr

und sie mit Gott verkehrte. Sie vernahm Seine Stimme und verstand Seine Worte. Mit Ihm hatte sie einen verborgenen Umgang; mit Ihm stand sie in einem lebendigen Verkehr. Für Ihn hatte sie ein Ohr, um zu hören, und einen Mund, um Ihn zu preisen und anzubeten. Sie war in Seiner Nähe, und das machte sie glücklich. — Bist auch du gern in Seiner Nähe, mein junger Leser? Das ist eine ernste Frage. Gott kennt die Antwort deines Gewissens, wenn du sie auch vor dir selbst verbergen möchtest. Wenn du diese Frage nicht bejahen kannst, so hat das eine Ursache; und diese Ursache ist die Sünde. Johanna wußte, daß „ihre Uebertretung vergeben und ihre Sünde zugedeckt war“; (Ps. 32, 1.) und das Wort Gottes sagt uns, daß der Herr Jesus die Sünde hinweggenommen habe durch „das Schlachtopfer Seiner selbst“, so daß jetzt alle, welche Ihn als ihren Erretter annehmen und Ihm als Dem vertrauen, der am Kreuze für sie starb, von ihren Sünden abgewaschen sind durch Sein kostbares Blut. Johanna glaubte dieses; denn der Herr hatte ihrem Herzen diese Wahrheit geoffenbart. Das machte sie glücklich. Was aber ihr Glück und ihre Freude erhöhte, was ihr Wachstum „in der Gnade und Erkenntnis ihres Herrn und Heilandes Jesu Christi“ beförderte und ihre Seele mit Lob und Dank erfüllte, das war das fleißige Lesen des Wortes Gottes, in welchem sie den Herrn nicht nur als ihren Erretter, sondern auch als ihren Freund kennen lernte, dessen Joch sie auf sich genommen hatte und von welchem sie lernte. (Matth. 11, 29.) Ja, das war es, was das taubstumme Kind so unendlich glücklich machte. —

Wie hell leuchtete das Auge des Kindes, während sie sich in ihrer eigentümlichen Weise mit ihrem neuen



Freunde unterhielt! Und als die Unterhaltung endete, da ließ der Vater in diesem Auge einen Wunsch, welchen er sich durch einzelne Zeichen, die er mit der Tochter wechselte, noch mehr zu verdeutlichen suchte. Dann sich an den Gast wendend, theilte er demselben das Verlangen des Kindes mit, daß er über Nacht bleiben möge. Der Kolporteur willigte ein; und des Mägdleins Mienen glänzten vor Freude und Entzücken. Es waren Stunden wahrer Erquickung, welche das kleine Häuflein, fern von dem Geräusche dieser Welt, in der Hütte verlebte. Das Lob Dessen, dem alle Ehre und Herrlichkeit gebührt, erklang in Wort und Lied; und wenn die kleine Taubstumme auch mit ihren Lippen nicht einstimmen konnte in die Klänge der Freude, so sang und spielte sie doch dem Herrn in ihrem Herzen.

Und als am andern Morgen der Kolporteur den vollgepackten Tornister wieder über die Schultern schnallte, als der letzte seelenvolle Blick des Kindes seinem Auge begegnete und die beiden Älten den Scheidenden mit einem warmen Händedruck und den herzlichsten Segenswünschen bis an die Thür der Hütte geleiteten, da zerdrückte er zwar eine Thräne in seinem Auge, aber die Bürde auf seinem Rücken dünkte ihm nicht mehr so schwer zu sein; und mutig zog er seine Straße weiter, hinschauend auf die himmlische Belohnung, deren Vorgeschmack ihm schon hier zu teil geworden war.

Möchte diese liebliche Geschichte dazu beitragen, allen meinen jungen Lesern das teure Wort Gottes lieb und wert zu machen, und sie veranlassen, sich von ganzem Herzen zu Dem zu wenden, der Sein kostbares Blut für feindselige Sünder vergossen hat!

## Eine Erzählung vom Großpapa.

„Da ist der liebe Großpapa!“ rief der kleine Georg seinen Spielfkameraden zu; „kommt, laßt uns ihn bitten, uns eine kleine Geschichte zu erzählen.“ — Augenblicklich verließen alle das Spiel und folgten Georg. Ein Stuhl wurde schnell herbeigeschafft, und dann hieß es von allen Seiten: „Bitte, lieber Großpapa, erzähle uns eine Geschichte; wir wollen auch ganz aufmerksam sein.“

Der gute Alte nahm den Stuhl dankend an und lächelte freundlich, als er die fröhlichen Gesichter rund um sich her bemerkte. Er war ein großer Kinderfreund und plauderte gern mit seinen lieben Enkelkindern. Vor allem aber wünschte er, daß sie das wahre Glück kennen lernen möchten, welches allein in Jesu zu finden ist. Er selbst kannte dieses Glück schon lange, und von nichts erzählte er lieber, als von dem Herrn Jesu und von Seiner Liebe zu den verlorren Sündern.

„Wohlan denn,“ sagte er, indem er die lieben Kinder, die sich um ihn drängten, der Reihe nach anschaute, „ich will Euer Verlangen stillen und eine kleine Geschichte erzählen. Doch müßt Ihr gut aufmerken und sehen, ob Ihr etwas daraus lernen könnt.“

„Ich habe früher einen armen Jungen gekannt: er hieß Wilhelm. Noch oft denke ich an ihn, obgleich er schon lange gestorben ist. Es ist mir oft, als wenn ich ihn noch auf seinem niedrigen Stühlchen am Schornstein sitzen sähe, in der kleinen Strohhütte, welche er bewohnte. Er war achtzehn Jahre alt und war der gottloseste Junge im ganzen Dorfe. Fast den ganzen Tag hörte man ihn fluchen, und sehr oft war er betrunken. Plötzlich aber wurde er ernstlich krank; er bekam eine Entzündung am

Nalse. Jetzt mußte er zu Hause bleiben und saß beinahe den ganzen Tag am Feuer. In diesem Zustande besuchte ich ihn. Seinen Kopf hatte er gewöhnlich in die Hand gestützt, seine Augen waren trübe und matt, und sein ganzes Aussehen sehr elend. Er war völlig unwissend und kannte nichts von Gott, noch von dem Zustande seiner Seele. Ich suchte ihn mit meinem bösen Herzen bekannt zu machen, sprach von seinen Sünden und vom Gericht Gottes, auch von der Liebe Jesu; aber lange Zeit blieb alles fruchtlos: er verstand und fühlte nichts davon. Endlich aber wurde er durch das Vorlesen eines Briefes etwas aufmerksamer. Sein Gewissen fing an aufzuwachen, und er fühlte, daß er so nicht in den Himmel eingehen konnte. Er hatte es jetzt sehr gern, wenn ich ihn besuchte. Er war unruhig, wenn er an den Tod dachte, und hörte aufmerksam zu, wenn ich von der Liebe Jesu und von Seinem kostbaren Blute mit ihm sprach. Seine Unruhe nahm mit jedem Tage zu. Aber, werdet Ihr vielleicht fragen, warum nahm er denn die gute Botschaft von Christo nicht an? Warum glaubte er nicht an Ihn? Das will ich Euch sagen: Er wollte erst besser werden und dann an Christum glauben. Er wollte durch vieles Beten sich erst bei Gott angenehm machen. Er meinte auch, daß er seine Sünden noch mehr bereuen mußte, und verstand nicht, daß Christus für solche Sünder genug gethan hat, die nichts als ihre Sünden bringen können. So geht es vielen, geliebte Kinder; sie halten das Werk Christi nicht für hinreichend und wollen noch etwas dazu thun. Der geliebte Heiland aber sagt: „Ich bin gekommen, zu suchen und zu erretten, was verloren ist.“

„Eines Tages besuchte ich Wilhelm auf's neue und fand ihn betrübter als je zuvor. Ach! dachte ich, wie

hoffnungslos ist es hier! Es fiel mir sehr schwer, ihm dasselbe noch einmal zu sagen, was ich ihm schon so oft gesagt hatte. Ich las ihm das 55. Kapitel aus dem Propheten Jesaja vor, sprach einige Worte darüber und ging fort.

„Bald nachher mußte ich das Dorf verlassen; doch wollte ich vor meinem Wegziehen noch erst von Wilhelm Abschied nehmen. Es war ein kalter Herbsttag; der Wind warf die wenigen Blätter, die noch an den Zweigen der Bäume hingen, auf den Boden. Ach! dachte ich bei mir selbst, so wie diese Blätter, die noch vor kurzem so schön waren, verwelkt sind und abfallen, so wird auch bald der Leib von Wilhelm wieder zur Erde werden; aber seine Seele — wo wird sie hingehen? Ich flehte dringend zum Herrn, daß Er ihn in den Himmel aufnehmen möchte. Als ich in das enge Stübchen trat, saß Wilhelm auf seinem gewöhnlichen Plaze; aber wie völlig war er verändert! Seine Augen waren nicht mehr trübe und matt, denn das wahre Licht hatte in sein Herz geleuchtet; und in seinem Blicke lag jener Friede, der alle Vernunft übersteigt. — „Nun, Wilhelm,“ sagte ich, „in dieser Welt sehen wir uns wohl zum letzten Male; doch denke ich, daß wir uns droben wiedersehen werden. Bist Du völlig bereit, vor Gott zu erscheinen, wenn Du in diesem Augenblick abgerufen würdest?“ — „Ja, vollkommen,“ antwortete er. — „Bist Du denn jetzt ganz gewiß, daß alle Deine Sünden vergeben sind?“ — „Ja, vollkommen gewiß.“ — „Und warum?“ — „Weil Christus mich in Seinem Blute von allen meinen Sünden abgewaschen hat.“ — „Aber wie bist Du denn so glücklich geworden?“ — „Das Kapitel, welches Sie mir bei Ihrem letzten Besuch vorlasen, machte einen tiefen Ein-

druck auf mich. Bis dahin meinte ich, daß ich Gott erst ein besseres Herz und noch viele Gebete bringen müßte; aber da wurde es mir klar, daß Er nichts von mir verlangte, und daß ich Ihm auch nichts anderes als meine Sünden bringen konnte. Und Er hat mir alles umsonst gegeben; ohne Geld habe auch ich es empfangen, und jetzt bin ich errettet.“ — Ihr könnt denken, geliebte Kinder, wie froh ich war; ich kniete nieder und dankte dem Herrn für Seine große Gnade. Jetzt nahm ich mit Freuden von ihm Abschied; denn ich war nun gewiß, daß ich ihn im Himmel wiedersehen würde.

„Nicht lange nachher erfuhr ich, daß er in die ewige Ruhe eingegangen war. Seine letzten Leiden waren sehr schwer gewesen. Nur mit großer Mühe hatte er einige Worte sprechen und kaum einen Tropfen Wasser trinken können. Ein Freund von mir, der ihn in dieser Zeit besucht hatte, teilte mir die wenigen Worte mit, welche Wilhelm noch hatte hervorbringen können; sie sind mir unvergeßlich geblieben. „Christus,“ hatte er gesagt, „ist bei mir und ist mir sehr teuer. Ich verlange zu Ihm zu gehen. Der Stachel des Todes ist verschwunden. Ich warte auf den Herrn.“ — Seine Mutter bezeugte, daß er so geduldig gewesen sei wie ein Lamm, obwohl ihm beinahe alle Erquickung gemangelt habe. Auch war er für das Heil anderer sehr besorgt gewesen. Er hatte seine Stiefel verkauft und das Geld seiner Schwester geschickt, damit sie ihn besuchen und er mit ihr über das Heil ihrer Seele sprechen könnte. Er war in der That wie ein Brand aus dem Feuer gerissen; noch wenige Monate vorher war er einer der gottlosesten Jungen im Dorfe gewesen, und jetzt ging er gerechtfertigt und geheiligt in Christo Jesu zur ewigen Ruhe ein.

„Möchtet Ihr nun nicht auch so glücklich werden, geliebte Kinder?“ fragte der Großvater, als er seine Erzählung beendet hatte. „O, ich möchte auch Euch so gern im Himmel wiedersehen. Macht es daher wie Wilhelm; gehet zu Jesu, und Er wird auch Euch alles umsonst geben und Euch für ewig glücklich machen.“

---

## Auf der Rhede von Batavia.

„Mutter, ich gehe zur See!“ — Mit diesen Worten trat eines Tages Wilhelm Bach, der einzige Sohn seiner Mutter, einer armen Witwe, polternd in das kleine Zimmer, wo die Letztere mit einer Näharbeit beschäftigt war.

„Ach, Wilhelm, wie kannst Du mir solchen Kummer bereiten? Du weißt, daß ich weder Tag noch Nacht Ruhe haben würde, wenn Du zu Schiffe gingest.“

„Mutter, ich kann nichts dazu; ich tauge einmal zu nichts anderem. Jedermann sagt es. Jetzt hat mein Prinzipal mich wieder weggejagt, — und das ist schon der fünfte seit einem Jahre.“

„Höre einmal, Wilhelm, wessen Schuld ist denn das? Wenn Du nicht so eigenmächtig und störrig wärest, so würde Dich niemand wegjagen.“

„Aber, Mutter, ich kann mich nicht immer zum Besten halten lassen, und ich kann auch kein Unrecht sehen. Ja, wenn ich nur alles mit mir thun ließe und immer den gehorsamen Diener spielte, ja, dann könnten sie mich wohl gebrauchen, selbst wenn ich sie bestähle, wo nur irgend ich könnte.“

„Wilhelm, wenn Du nicht solch gottlose Kameraden hättest, und wenn Du das Wirtshausgehen aufgeben

wolltest, dann sollte es wohl bald ganz anders werden. Aber leider muß ich von meinem armen Kinde sagen: es hat Gottes Wort verworfen; wie kann man noch Gutes von ihm erwarten? Als Dein Vater starb, war ich so froh, daß ich Dich noch hatte, und hoffte, daß Du meine Hilfe und mein Trost sein würdest. Du warst damals fünfzehn Jahre alt und gelobtest, alles für mich thun zu wollen; und was habe ich nun die drei Jahre lang an Dir gehabt? Nichts als Herzeleid und Schande. O Wilhelm, wenn Dein Gewissen einmal aufwachen wird, dann wirst Du Dich schwer zu verantworten haben. Möchte Gott geben, daß es dann nicht zu spät für Dich ist!“

„Ich bereite Dir nicht mit Absicht Verdruß, Mutter. Was ich thue, das kann ich einmal nicht lassen; es hat mir selbst schon häufig leid gethan. Aber ich kann von meinen Kameraden nicht loskommen — und wenn ich böse werde, . . . .“

„Das ist es gerade, Wilhelm; Du ziehst Deine böse Gesellschaft Deiner armen Mutter vor; und alles, was Du aus dem Worte Gottes gelernt hast, hast Du schon längst hinter dem Bierglase vergessen. O Wilhelm, wenn Du Dich doch noch einmal an den Herrn wenden und bei Ihm Kraft und Vergebung Deiner Sünden suchen wolltest, Er würde Dich gewiß nicht zurückstoßen!“ Aber Wilhelm hörte bereits nicht mehr. Singend und pfeifend sprang er die Treppe hinauf und vertauschte seine Arbeitsjacke mit seinem Sonntagsanzug.

Frau Bach setzte sich weinend hinter ihr Nähkästchen. Tiefe Seufzer stiegen aus ihrem gepreßten Herzen zu dem Throne der Gnade empor. Ach, es schien fast, als ob Gott sie vergessen hätte, als ob Er taub sei für

ihr Bitten und Flehen; immer dunkler wurde es in ihrem Herzen. Sie hatte früher so große Hoffnungen auf ihren einzigen Sohn gesetzt, und wie bitter waren sie getäuscht worden! Trotzdem er immer einen guten Wochenlohn verdient hatte, da er einer der besten Arbeiter war, so lange ihm nichts in den Weg trat, so hatte doch noch nie ein Pfennig den Weg in die Kasse seiner Mutter gefunden. Alles wanderte in die Schenke, um dort verzecht und verjubelt zu werden. Und wie oft hatte sie ihn mit den flehendsten Worten gebeten, doch seinen bösen Weg zu verlassen; aber alles war vergebens! Und jetzt wollte er allem dadurch die Krone aufsetzen, daß er sie ganz verließ und zur See ging, um vielleicht nie wieder zurückzukehren. — Ach, es war zu hart!

Es war bereits eine Stunde nach Mitternacht, als Wilhelm wieder nach Hause kam. Seine Mutter lag wachend auf ihrem Lager und stand auf, um ihn einzulassen. Brummend schlich er an ihr vorbei und suchte sein Bett auf. Als er am andern Morgen nach unten kam, begann er sofort wieder von seinem Vorhaben zu sprechen und seine Mutter zu überreden, ihm doch die Erlaubnis dazu zu geben. Zuerst schmeichelte er; und als das nichts half, fing er an zu drohen. Doch würde es meine Leser ermüden, wenn ich das ganze Gespräch, das jetzt von neuem zwischen Mutter und Sohn geführt wurde, wiedergeben wollte. Nur soviel bemerke ich noch, daß Frau Bach endlich dem Drängen ihres Sohnes nachgab und ihm mit schwerem Herzen die verlangte Erlaubnis gab.

Kurz darauf verließ Wilhelm die elterliche Wohnung. War es wohl ruhig in seinem Innern? O, gewiß nicht! Aber der Branntwein und die bösen Gesellschafter thaten



das Ihrige, um jede gute Regung seines Herzens im Keime zu ersticken. Als es Abend geworden war und Frau Bach wie gewöhnlich über ihre Näharbeit gebeugt saß, trat er, mit seiner Anstellung in der Taiche, ein und warf eine Handvoll Thaler auf den Tisch. Es war der Rest von seinem Handgelde.

„Was bedeutet das, Wilhelm?“ fragte seine Mutter.

„Uebermorgen gehe ich an Bord, Mutter. Das Geld ist für Dich.“

„Mein Kind, das ist für mich Blutgeld; Du hast Dich selbst dafür verkauft und Dich meinem Herzen gestohlen — ich werde es nicht anrühren.“

„Wie Du willst, Mutter,“ antwortete Wilhelm und strich die Thaler wieder ein.

Wie hart war sein Herz! Es war in der That wie mit einer Eiskruste umgeben. Welch tiefe Wurzeln hatte schon das Böse geschlagen! Ja, Satan allein hatte ihn durch die teuflische Macht des Branntweins dahin gebracht, wo er sich jetzt befand. Die letzten Tage, welche Wilhelm noch in der Heimat zubrachte, waren allein dem Wirtshause gewidmet; und selbst als der Morgen anbrach, an dem sein Schiff abfahren sollte, war er noch nicht vollkommen nüchtern; sonst würde er vielleicht seine fromme Mutter noch um ihren Segen gebeten haben und nicht abgereist sein, ohne selbst Abschied von ihr zu nehmen.

Aber leider ist es so geschehen. Am dritten Oktober des Jahres 18 . . morgens um 7 Uhr verließ er mit Sack und Pack das elterliche Haus, während seine Mutter noch zu Bett lag. Ach, er sollte es nie wieder betreten! Draußen erwartete ihn einer seiner Kameraden, der ihn noch bis aufs Schiff geleiten wollte, um ihm dort Lebewohl zu sagen. Bald hatten sie die Stelle des Stromes

erreicht, wo dasselbe vor Anker lag, und bestiegen mit noch einigen andern Passagieren das ihrer harrende Boot. Nach wenigen Ruderschlägen legten sie neben der an dem Schiffe herabhängenden Treppenleiter an und kletterten an Bord empor. An der Verchanzung lehnten mehrere Personen, unter welchen Wilhelm besonders ein feingekleideter alter Herr mit milden, aber doch festen Gesichtszügen auffiel, der als Passagier die Reise mitzumachen beabsichtigte. Doch es war keine Zeit mehr, lange Betrachtungen anzustellen, und Wilhelm wandte sich daher mit den Worten an seinen Kameraden: „Nun, Franz, Du schreibst mir ja wohl einmal, wie es meiner Mutter geht. Ich habe sie heute Morgen nur schlafen lassen; es war gestern Abend schon so spät, als Du mich nach Hause brachtest. Dann ist auch wieder soviel vorgefallen, daß ich nicht das Herz hatte, von ihr Abschied zu nehmen, obgleich es mich jetzt doch wohl ein wenig gereut.“

„Ach was, Wilhelm, mache nur keinen Unsinn! Deine Mutter wird sich sehr gut schicken ohne Dich. Halte dich nur gesund und munter. Wenn Du zurückkommst, ist alles in Ordnung, und sie wird Dich in Empfang nehmen, als wenn ein Engel aus dem Himmel käme. Adieu!“

Und Franz verließ das Schiff. Es war die höchste Zeit, denn bereits wurde die Treppe heraufgezogen. Als sich Wilhelm jetzt umwandte, begegnete sein Auge den ernstesten, durchdringenden Blicken des alten Herrn, der in seiner Nähe gestanden und die Unterredung mit Franz angehört hatte. In seinem Innersten getroffen, eilte er weg und war froh, als der Steuermann ihn an seinen Posten rief.

Die Reise ging zu Anfang außerordentlich glücklich von Statten, und es gefiel Wilhelm sehr gut auf dem Schiffe, wo es so viel Neues zu sehen und zu genießen gab. Anfangs hatte er allerdings etwas von der Seefrankheit zu leiden, aber nach Verlauf von acht Tagen war das vorüber. Brantwein war auf dem Schiffe nicht in solcher Menge zugänglich, daß er sich dem Trunke hätte ergeben können; dann war ihm derselbe auch noch nicht so zum Bedürfnis geworden, daß ihn die Entbehrung unglücklich gemacht hätte. Zudem waren Kartenspiele und Würfel zur Genüge vorhanden, um die etwaige Langeweile zu vertreiben. Es wurde gelacht, gescherzt, gesucht, gesungen, gegessen, gesücht, kurz alles gethan, was der natürliche Mensch auf einem Schiffe zu seinem Vergnügen ausführen mag --- nur wurde niemals gebetet.

Als Frau Bach ihren Sohn am Tage vor seiner Abreise gefragt hatte, ob er auch seine Bibel mit eingepackt habe, war seine Antwort gewesen: „O nein, das ist nicht nötig; ich kann genug aus ihr auswendig für vor kommende Gelegenheiten.“ Eine solche Gelegenheit sollte viel früher kommen, als er es gedacht hatte. Als das Schiff nämlich den äußersten Südpunkt von Afrika, das sogenannte Kap der guten Hoffnung, erreicht hatte, überfiel es ein gewaltiger Sturm. Wie eine Nußschale wurde der riesige Bau auf den hohen Wellen hin- und hergeworfen, gerade wie ein Knabe seinen Kreisel vor der Peitsche tanzen läßt. Es frachte in allen seinen Fugen und schien jeden Augenblick auseinander bersten zu wollen. Die Masten bogen sich, trotzdem alle Segel gerefft waren, wie Weidenruten vor der entsetzlichen Wucht des Orkans. Das Steuerruder wurde mit starken Stricken festgebunden,

da es den vereinten Anstrengungen der vier stärksten Matrosen nicht gelang, dasselbe in seiner Richtung zu halten. Alles war in der größten Verwirrung. Manchem, der sich früher mit seinem Mut und seiner Todesverachtung gebrüstet hatte, entsank jetzt das Herz. Einige liefen händeringend auf dem Verdeck umher, oder wurden vielmehr bald nach dieser, bald nach jener Seite hin geschleudert; denn an ein Gehen war bei diesem Wetter nicht zu denken. Bei dieser Gelegenheit zeigte der alte Herr, wer er war. Bis dahin war er noch nicht öffentlich für seinen Gott aufgetreten; vielleicht hatte ihn Menschenfurcht zurückgehalten, da er das einzige Kind Gottes auf dem Schiffe zu sein schien. Wohl hatte er viel zum Herrn gefleht für die Unglücklichen, die Tag für Tag unter Fluchen und Schwören hinbrachten; auch hatte er hie und da, wenn sich Gelegenheit bot, mit dem einen oder andern der Matrosen — unter andern mit Wilhelm Bach — ein ernstes Wort gesprochen; aber jetzt, als der Sturm heulte und das Schiff sich einmal auf den höchsten Spitzen der Wasserberge befand und dann wieder in die tiefsten Abgründe versank, als man jeden Augenblick den schrecklichen Tod des Ertrinkens vor Augen sah, jetzt rief er der Mannschaft mit lauter Stimme zu: „Betet, Leute, betet! ruft zu Gott, damit Ihr nicht umkommet!“

Ein alter Matrose war verhärtet genug, ihm zu antworten: „Beten Sie für sich selbst, wenn Sie so bange sind, umzukommen!“ Aber der alte Herr erwiderte mit ruhiger Würde: „Ich bin nicht im geringsten bange um meine Person, wohl aber um Euch.“ Wilhelm, der nahe dabei stand, dachte in diesem Augenblick mehr denn je an seine Mutter. Ja, er war bange, sehr bange, und wie ein Blitz fuhren die Worte des am Kreuze

hängenden Räubers durch seine Seele; und sich selbst vergessend rief er dem alten Matrosen zu: „Auch Du fürchtest Gott nicht, da Du doch in demselben Gericht bist? Und wir mit Recht; denn wenn Gott uns für all unser Fluchen und Lästern strafen wollte, wir würden in sofort den Abgrund versinken; dieser Herr aber fürchtet Gott!“

Der alte Matrose begann jetzt zu fluchen und zu schimpfen und rief Wilhelm in drohendem Tone zu: „Was, Du Gelbschnabel, Du willst mir eine Predigt halten? Laß nur den Sturm etwas nachlassen, und Du sollst sehen, daß sich eine alte Theerjacke . . . .!“ Doch ach! er konnte den Satz nicht vollenden. Eine ungeheure Sturzwelle ergoß ihre Fluten gerade über die Stelle, wo er stand, und riß ihn mit über Bord. Ein Schauer durchrieselte Wilhelms Glieder, und mit der ganzen Kraft seiner Stimme schrie er: „Ein Mann über Bord!“ Doch seine Worte verhallten wirkungslos in dem tobenden Brausen des Windes und der Wellen. Und wenn auch wirklich jemand sein Rufen vernommen hätte, so würde doch keiner Hülfe haben leisten können, da ein jeder um sein eigenes Leben zu ringen hatte. Zudem war es ganz unmöglich, das Schiff bei einem solchen Wetter in seinem Laufe zu hemmen; es raste mit einer solchen Schnelligkeit durch die Wogen dahin, daß es schon in der nächsten Minute weit von der Unglücksstätte entfernt war. Man sah den Unglücklichen niemals wieder! Wie schrecklich, auf eine solche Weise in die Ewigkeit abgerufen zu werden, mit einem Fluche auf den Lippen hintreten zu müssen vor einen gerechten und heiligen Richter!

Der alte Herr hatte sich während des obigen Vorfalles mit vieler Mühe und unter steter Gefahr, von den über das Verdeck stürzenden Wogen mit weggespült

zu werden, in den Kajütenraum begeben, wo sich die übrigen Passagiere befanden. Hier fanden seine Worte geneigteres Gehör; und es dauerte nicht lange, so lagen alle auf den Knien und lauschten auf die schlichten Worte des alten Herrn, der Gott um Hilfe und Erbarmen anflehte. In solchen Augenblicken fühlt der Mensch, wie ohnmächtig er ist; dann wendet er sich wohl an Jhu, den er in glücklichen Tagen vergessen oder gar verispottet hat. Endlich erhob man sich wieder, und der alte Herr benutzte die Gelegenheit, um an den einen oder andern noch ein Wort der Ermahnung zu richten. Und manches Auge wurde feucht, manches kalte Herz gerührt.

Doch kehren wir wieder nach oben zurück. Der Kapitän hatte aus Vorsorge, daß nicht einige Matrosen sich berauschen möchten, um sich dadurch Mut zu machen, allen Brantwein, den das Schiff mit sich führte, in See werfen lassen. Zwei Tage lang dauerte der Sturm noch mit ungeschwächter Kraft fort. Erst am Morgen des dritten Tages verminderte sich seine Heftigkeit in etwa; allmählich hellte sich das Wetter auf, und obwohl das Fahrzeug noch lange von der hohlgehenden See hin und hergeworfen wurde, so war doch die augenblickliche Gefahr vorbei. Jetzt wurde auch der alte Matrose von allen vermißt. Ach! er hatte sein Grab schon seit zwei Tagen auf dem Grunde des Meeres gefunden.

Aber bald war dieser traurige Zwischenfall vergessen, und es dauerte nicht lange, so kehrte alles an Bord wieder zu dem alten Leben zurück: man sang und scherzte, würfelte und spielte Karten, man lästerte und fluchte. Alle guten Vorsätze und Gelübde schienen gänzlich vergessen zu sein. Nur bei Wilhelm Bach war ein Stachel zurückgeblieben. Er floh jetzt nicht mehr die Gegenwart

des alten Herrn, im Gegentheil lauschte er gern auf die herzlichen Worte und ernstern Ermahnungen desselben.

Von diesem Augenblick an ging auch die Reise wieder glücklich von Statten, und am Tage vor Weihnachten legte sich „die Sternschnuppe“, so hieß das Schiff, auf der Rhede von Batavia vor Anker.

Wilhelms Mutter hatte inzwischen traurige Tage verlebt. Sie hatte die Nachricht von der Abreise ihres Sohnes von Franz erhalten, nachdem das Schiff bereits lange in See war. Sie hatte gethan, was in ihren Kräften stand, um ihr Kind zu warnen und von den Pfaden der Sünde abzuhalten; sie hatte gebetet und mit Gott gerungen, aber alles schien vergebens zu sein. Und jetzt befand sich Wilhelm weit, weit von ihr entfernt in den heißen Ländern, in einer Umgebung, wo die Verführung um so viel größer und die Furcht Gottes um so weniger gefunden wird — was sollte nun aus ihm werden? Und dann die Seereise! Wie mancher ist umgekommen, ehe er das Ziel seiner Bestimmung erreicht hatte! Wenn sie das alles bedachte, dann begann ihr Herz so heftig zu klopfen, daß sie es hören zu können glaubte; und wenn des Nachts der Wind heulte und an ihrem niedrigen Dache vorbeistrich, dann sah sie ihren Sohn in allerlei Elend auf seinem zerbrechlichen Fahrzeuge inmitten der stürmischen See. Eine Mutter kann ihr Kind nicht vergessen. Sie behält ein zärtliches, mit Liebe erfülltes Herz für dasselbe, selbst wenn es nicht die geringste Gegenliebe findet.

Noch zweimal in jenem Jahre kam Franz mit einer Botschaft. Die erste Nachricht war, daß das Schiff an der Küste von Madeira gesehen worden, die zweite, daß

es am Kap der guten Hoffnung von einem heftigen Sturme überfallen und demselben mit genauer Not entronnen sei. Keine Zeile empfing die arme Witwe von der Hand ihres Sohnes. So war das Jahr beinahe verstrichen — Weihnachten stand vor der Thüre. Die gute Frau mußte sich tüchtig zu ihrer Arbeit halten, um ihren täglichen Unterhalt zu verdienen. Sie fürchtete so sehr, Schulden zu machen, und darum saß sie von morgens früh bis abends spät über ihre Näharbeit gebeugt, die leider oft ehr schlecht bezahlt wurde.

Auch heute, am Tage vor Weihnachten, war sie eifrig mit der Aufertigung eines Säckchens beschäftigt, das noch vor vier Uhr fertig sein sollte, da sie den bestimmten Auftrag erhalten hatte, alles um diese Zeit abzuliefern, damit es noch denselben Abend gebraucht werden könne. Kaum ließ sie sich Zeit, ihr karges Mittagsmahl zu bereiten und einzunehmen; sobald der letzte Bissen verzehrt war, eilte sie schon wieder zu ihrem Nähtischchen und hatte dann auch die Freude, als die Turmuhr in der Nähe ihrer kleinen Wohnung halb vier schlug, das Säckchen schön und nett vor sich liegen zu sehen. Sie rechnete im Geiste schon aus, wie viel Lohn sie dafür erhalten würde, um ihre häuslichen Auslagen bestreiten zu können. Sie zauderte jetzt auch nicht länger, die fertige Arbeit abzuliefern; und nachdem sie sich ein altes, faden-scheiniges Tuch um die Schultern geschlagen hatte, das sie kaum vor der Kälte zu schützen vermochte, verließ sie ihr Häuschen. Bald hatte sie das große, schöne Gebäude des Herrn van der Haft erreicht und zog mit klopfendem Herzen die Schelle.

Hier wartete ihrer eine größere Ueberraschung, als sie geglaubt hatte. Frau van der Haft nötigte sie, in



das freundliche, gut erwärmte Wohnzimmer einzutreten, und nachdem sie sich sehr für die pünktliche Besorgung bedankt hatte — ihr Töchterchen war an diesem Abend zu einer Freundin eingeladen, und dazu mußte das neue Täckchen dienen — bezahlte sie der Witwe noch mehr, als sie gefordert hatte. Dann richtete sie in herzlichem Tone die Frage an sie: „Sie müssen sich jetzt doch wohl sehr einsam fühlen, Frau Bach, nachdem Ihr einziger Sohn zur See gegangen ist?“

„Ja leider, Madame; ich fühle mich oft sehr einsam und verlassen, und wenn ich an meinen armen Wilhelm denke, dann kann ich nur weinen. Aber ich will nicht murren. Gott weiß, warum Er ihn von meiner Seite weggenommen hat; Er kann ihn in der Ferne so gut finden und auf die rechte Bahn bringen, wie auch hier. Anfangs habe ich leider viel mit Gott gehadert, warum Er mich so schwere Wege gehen ließe. Aber jetzt bin ich getrost und voll Zuversicht, daß Er alles noch herrlich hinausführen wird. Wohl meine ich oft, das Herz müsse mir brechen, wenn ich daran denke, wie Wilhelm so ohne jeden Abschied von mir gegangen ist und bis jetzt auch noch nicht das geringste Lebenszeichen von sich gegeben hat. Und besonders wenn in der Nacht der Wind so schrecklich heult, dann . . . .“

„O, ich kann Sie gut verstehen,“ unterbrach Frau van der Haast die Witwe, der es so wohl that, ihr Herz einmal vor einer teilnehmenden Freundin ausschütten zu können, „ich habe auch einen Sohn auf der See gehabt; er wohnt jetzt in Indien, wo er einen sehr guten Posten bekleidet. Sie müssen wissen, daß mein ältester Bruder ein Glied der Regierung von Batavia ist. Er war vor einiger Zeit hier, um uns einen längeren Besuch abzu-

statten und sich etwas zu erholen, und ich weiß nicht, ob er schon auf Java angekommen ist; er segelte am 3. Oktober mit der „Sternschnuppe“ aus.“

„Was sagen Sie? Am 3. Oktober mit der „Sternschnuppe“? Zu derselben Zeit ist ja auch mein Sohn abgereist und auch gerade mit demselben Schiffe. O ich habe noch nichts von ihm vernommen, nur daß sie einen heftigen Sturm gehabt haben . . . .“

„Und gut davongekommen sind,“ fügte Frau van der Haast hinzu. „Mein Bruder hat mir geschrieben. Er und viele andere Passagiere haben einem Dampfschiffe, das ihnen unterwegs begegnete, Briefe in die Heimat mitgegeben. Mein Bruder schreibt, daß jener Sturm der allerheftigste gewesen sei, den er je mitgemacht habe, und daß ein alter Matrose, ein Spötter über Gott und Gottesdienst, dabei umgekommen sei. Ferner bemerkt er in seinem Briefe, daß der Sturm im allgemeinen nur sehr wenig Eindruck bei der Schiffsmannschaft zurückgelassen habe; nur für einen jungen Menschen, der eine fromme Mutter zu Hause verlassen habe, scheine das Vorgefallene wohlthätig gewesen zu sein. Er fluche nicht mehr und lasse sich in aller Unterwürfigkeit ermahnen und zurechtweisen.“

„Ach, wenn das mein Sohn wäre!“ rief Frau Bach aus, während zwei große Thränen über ihre blassen Wangen rollten, „wie herrlich würde das sein!“

„Bei dem Herrn ist kein Ding unmöglich, und für Ihn ist nichts zu wunderbar,“ antwortete Frau van der Haast; „setzen Sie Ihr Vertrauen einzig und allein auf Ihn, und Sie werden gewiß nicht beschämt werden! Doch leben Sie wohl! Sobald ich wieder etwas von meinem Bruder höre, werde ich nicht verfehlen, es Ihnen sogleich mitzuteilen.“

Mit diesen Worten verabschiedete sich Frau van der Haft unter herzlichem Händedruck von der Witwe, die ihr noch versprechen mußte, ihren Besuch baldigst zu erneuern.

Mit einem Gefühle, das zwischen Furcht und Hoffnung schwankte, verließ Frau Bach das Haus der freundlichen Dame. „O, wenn es doch Dein Sohn wäre!“ so hieß es fortwährend in ihrem Innern, und heiße Seufzer stiegen aus ihrem zum Zerspringen vollen Herzen empor zu Ihm, der so gern die Gebete der Seinen erhört, ja ihnen über Bitten und Verstehen giebt.

Während die Mutter in dem Vaterlande weinte, hoffte und betete, lag Wilhelm auf der Rhede von Batavia. Alle, die nicht durchaus nötig waren für die Besorgung und Bewachung des Schiffes, durften es verlassen, nachdem die Passagiere ans Land gesetzt waren. Auch Wilhelm hatte einige Tage Urlaub bekommen. Aber er konnte keinen Gebrauch davon machen, da ihn ein plötzliches Unwohlsein an seine Koje fesselte. Der Schiffsarzt hatte ihm sogar verboten, das Bett zu verlassen. Der alte Herr — meine Leser werden wohl schon längst erraten haben, daß dieser und der Bruder der Frau van der Haft eine und dieselbe Person sind — wünschte, ehe er das Schiff verließ, noch Abschied von seinem jungen Freunde zu nehmen. Er fand ihn in seiner Hängematte liegend.

„Wilhelm,“ so redete er ihn an, „es hat mich sehr gefreut, daß wir uns kennen gelernt haben; möge der Herr an Ihrem Herzen segnen, was wir so oft zusammen gesprochen haben. Sie wissen, die Welt vergeht mit ihrer Lust; es giebt keinen wahren Frieden, als bei Jesu allein.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, mein Herr, daß Sie sich meiner so freundlich angenommen haben und daß Sie auch jetzt kommen, um Abschied von mir zu nehmen. Ach, wenn Sie wüßten, wer ich wäre, Sie würden sich gewiß mit Abscheu von mir wenden. Doch dürfte ich Sie noch um eine Gefälligkeit bitten, ehe Sie weggehen?“

„O gewiß, sagen Sie mir getrost, was es ist; und ich werde thun, was in meinen Kräften steht, um Ihren Wunsch zu erfüllen.“

„Wollen Sie denn die Güte haben und einmal an meine Mutter schreiben? Es kommt mir vor, als ob ich selbst nicht mehr dazu imstande sein werde. Ich fühle mich sehr krank, und wer weiß, ob es nicht der Wille Gottes ist, daß ich an dieser Krankheit sterbe. Ich hatte mir vorgenommen, sobald wir hier angekommen sein würden, an meine Mutter zu schreiben, um sie um Verzeihung zu bitten für all das Leid und den Jammer, den ich ihr angethan habe. Ach! ich habe sie verlassen, ohne selbst Abschied von ihr zu nehmen. Doch was noch schlimmer ist, ich habe über Gott und über Sein Wort gespottet und die Freundschaft meiner gottlosen Kameraden der Güte des Herrn und der Liebe meiner Mutter vorgezogen. Und jetzt liege ich hier auf der Rhede von Batavia krank und ohne Hoffnung, sie jemals wiederzusehen. O, was soll aus mir werden? Ich habe gegen meine Ueberzeugung und mein besseres Wissen gesündigt. Ich wußte den Weg, aber ich wollte nicht darauf wandeln; ich kannte die Thür, aber ich hatte keine Lust anzuklopfen. Wohl erhob mein Gewissen oft seine warnende und anklagende Stimme; aber ich hörte nicht darauf, sondern suchte sie in allerlei Vergnügungen zu betäuben. Als uns am Kap der guten Hoffnung jener schreckliche

Sturm überfiel, dachte ich nicht anders, als daß meine letzte Stunde geschlagen habe. Plötzlich fiel mir der Bibelspruch ein: „Welche Frucht hattet ihr denn damals von den Dingen, deren ihr euch jetzt schämt?“ (Röm. 6, 21.) und mit Schrecken dachte ich an die Worte: „Fürchtbar ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!“ (Hebr. 10, 31.) Da faßte ich den festen Entschluß, wenn Gott mir noch einmal das Leben schenken wolle, meine bösen Wege zu verlassen und mich zu bekehren. Von der Zeit an habe ich mich von allen Vergnügungen ferngehalten, habe meine Kameraden gemieden und mir wegen meines zurückgezogenen Lebens mehr als einmal ihren Spott zugezogen. Aber doch habe ich keinen Frieden mit Gott gefunden. Ach, mein Herr, wenn ich so sterben sollte, ginge ich ewig verloren!“

Mit großer Aufmerksamkeit hatte der alte Herr auf die Worte des Kranken gelauscht. Er bemerkte mit Freuden, daß in dem Herzen desselben die Gnade zu wirken begonnen hatte.

„Sehr gern werde ich an Ihre Mutter schreiben,“ hob er jetzt an; „geben Sie mir nur Ihre Adresse. Aber so kann und darf ich Sie nicht verlassen. Sie wissen sehr viel aus der Bibel, das ist wahr; aber es kommt mir vor, als ob sie das Beste aus derselben nicht könnten. Sie wissen nicht, daß wir umsonst gerechtfertigt werden aus Gnade. Gott verlangt nicht, daß wir uns bessern sollen, ehe wir zu Ihm kommen. Nein, Er sagt: Komme, wie du bist, mit allen deinen Sünden, mit allem, was dich drückt. Und wir können auch unmöglich etwas thun, um uns in den Augen Gottes annehmlich zu machen. Alles was wir als natürliche Menschen thun können, ist „sündigen“, und nichts anderes als das; und jemehr wir

uns anstrengen, unser Fleisch zu verbessern, desto mehr werden wir sehen, wie völlig verderbt und zu allem Guten unfähig es ist. Aber gerade für solche hat der Herr Jesus auf dem Kreuze Sein Leben hingegeben, für sie floß Sein teures Blut. Jetzt ladet Er jeden ein, zu kommen und umsonst Vergebung seiner Sünden und ewiges Leben zu empfangen. Auch Sie sucht Er. Haben Sie nicht klar bemerkt, wie Er Ihnen nachging, als Sie das Haus Ihrer Mutter verließen, wie Er den Sturm sandte, um Ihr Gewissen aufzurütteln, und wie Er Ihnen in meiner Person einen Freund schickte, um Ihre Füße auf den rechten Weg zu stellen?"

„O ja, ich danke Gott für das alles; aber es ist nicht genug für mich. Ich habe gegen einen gerechten Gott gesündigt und fühle, daß ich kein Teil an Jesu Christo haben kann.“

„Es ist wahr, Sie haben nur die Hölle verdient. Ihr Zustand ist schrecklicher, als Sie selbst wissen. Aber dennoch können Sie aus Gnaden und nur aus Gnaden Teil an Jesu haben. Ergreifen Sie nur im Glauben Sein kostbares Werk. Wenden Sie Ihr Auge auf Golgatha, wo Er an dem Kreuze alle Ihre Sünden getragen hat. Selbst wenn sie blutrot wären, Er hat sie dort schneeweiß gewaschen. Wenden Sie sich doch zu Ihm, Er wird sie gewiß nicht verstoßen!“

Hier hielt er inne, denn der Kranke war erschöpft auf sein Lager zurückgesunken und lag jetzt in einem heftigen Fieber. Der Arzt ersuchte ihn auch, nicht länger mit ihm zu sprechen, und riet ihm zugleich an, höchst vorsichtig zu sein, da das Fieber ansteckend wäre.

So verließ der alte Herr denn das Schiff; aber noch denselben Abend kehrte er an Bord zurück. Es ließ

ihm keine Ruhe auf dem Lande und trieb ihn mit Gewalt zu dem Kranken hin. Als er kam, hatte Wilhelm gerade die Augen aufgeschlagen und rief unaußhörlich: „Mutter, Mutter, liebe Mutter!“

„Was haben Sie Ihrer Mutter zu sagen, mein Freund?“ fragte er, indem er die fiebergliühende Hand des jungen Mannes ergriff.

„O, mein Herr, sind Sie da? Wie freue ich mich! Sagen Sie doch meiner Mutter, daß ich vollkommene Vergebung aller meiner Sünden in dem teuren Blute meines Heilandes gefunden habe, und daß ich jetzt zu Ihm gehe, um ewig bei Ihm zu weilen. Welch eine überschwengliche Gnade! Ich hatte die ewige Verdammnis verdient und gehe ein in die ewige Herrlichkeit!“

Das waren seine letzten Worte. Wohl lebte er noch einige Stunden; aber er war zu schwach, um mehr als wenige unverständliche Worte zu flüstern. Aber seine glänzenden Blicke verrieten, daß seine Seele völligen Frieden gefunden hatte. Ein heftiger Anfall von Typhus nahm ihn hinweg. Seine Seele entfloß ihrer körperlichen Hülle, während seine Mutter um ihn weinte und für ihn flehte, ohne davon Kenntnis zu haben, was sich auf der Rhede von Batavia ereignete.

Am folgenden Tage wurde Wilhelm Bach beerdigt; der alte Herr hielt eine kleine Ansprache an das Schiffsvolk und geleitete dann die Leiche zu ihrer letzten Ruhestätte. Darauf eilte er nach Hause, um dem dringenden Wunsche des Verstorbenen nachzukommen und Frau Bach von dem seligen Heimgang ihres Sohnes zu benachrichtigen.

Einige Wochen waren seit dem oben Erzählten verfloßen. Frau Bach saß ruhig in ihrem Zimmer vor dem Nähtischchen, als plötzlich an die Thür geklopft wurde. Auf das freundliche „Herein“ der Witwe trat die Magd der Frau van der Haft in die Stube und brachte die Botschaft, daß ihre Herrin Frau Bach bitten lasse, heute Mittag zu ihr zu kommen.

„Hat Frau van der Haft etwas für mich zu nähen?“ fragte die Letztere, von ihrer Arbeit aufsehend.

„Das glaube ich nicht,“ war die Antwort; „aber es ist ein Brief von Batavia da.“

„Was sagen Sie, ein Brief von Batavia? Bitte, bestellen Sie Ihrer Herrin, daß ich jedenfalls kommen würde.“ Die Magd ging. Frau Bach stand auf und legte ihre Arbeit beiseite. Es war ihr nicht möglich, jetzt noch weiter zu nähen. Was für Nachrichten mochte der Brief enthalten? Ungeduldig blickte sie jeden Augenblick nach der Uhr, deren Zeiger heute so unendlich langsam voranschritt. Endlich schlug es eins, und jetzt hätte nichts mehr die Witwe zurückzuhalten vermocht. Mit großen Schritten eilte sie die Straße entlang dem Hause der Frau van der Haft zu.

„Haben Sie einen Brief für mich?“ Das war die erste Frage, welche Sie an die freundliche Dame, die ihr schon im Hausgang entgegenkam, richtete.

„Ja, Frau Bach, es ist ein Brief für Sie da!“ war die Antwort.

„Von Wilhelm?“

„Ja und nein. Wilhelm hat ihn selbst nicht geschrieben; mein Bruder hat es für ihn gethan, aber doch in seinem Namen.“

„So? Dann war mein Wilhelm doch wohl der



Jüngling, für welchen der Sturm so gesegnete Folgen gehabt hatte?"

„Ja, Frau Bach. Sie sollen alles hören. Aber ehe ich Ihnen den Brief gebe, müssen Sie mir eine Frage beantworten. Würden Sie glücklich sein, wenn Sie hörten, daß Ihr Sohn errettet wäre?"

„Nun, das bedarf doch wohl keiner Frage, meine ich.“

„Und würden Sie auch glücklich bleiben, wenn Sie hören müßten, daß Sie ihn auf Erden niemals wiedersehen würden?"

Bei dieser Frage verbreitete sich ein peinlicher Zug über das Antlitz der Witwe. Ihre blassen Wangen wurden noch blässer. Ein herber Kampf entspann sich in ihrem Herzen. Doch dauerte es nur einige wenige Augenblicke; ein Thränenstrom brach aus ihren Augen, und mit einer vor innerer Bewegung zitternden Stimme flüsterte sie:

„Der Wille des Herrn geschehe!“

Sie hörte jetzt völlig gefaßt zu, als Frau van der Haast den Brief vorlas; und wie schmerzlich auch für sie die Wege und Führungen des Herrn sein mochten, so wurde ihr Herz doch mit unendlichem Troste erfüllt. Wie wunderbar! während sie daheim für das Seelenheil ihres armen Sohnes betete, hatte er sie in demselben Augenblick um Verzeihung bitten lassen und war dann in die ewige Ruhe eingegangen. Ihr Gebet war erhört worden. Für seinen Ungehorsam hatte er schwer büßen müssen; aber während er daheim die Ermahnungen der Mutter in den Wind schlug, brachte der Sturmwind dieselben wieder in sein Herz zurück. Er fand auf dem Meere etwas, was er auf dem Lande nicht finden wollte. --- So sind die Wege des Herrn!

## Das verlorene Messer.

Als ich noch jung war, wohnte ich in einem kleinen Dorfe mit reizender Umgebung. In der Nähe unsers Hauses erhob sich ein ziemlich hoher und steiler Berg. Sehr oft bin ich da hinaufgeklettert. Man hatte oben eine schöne und weite Aussicht. Zu den Füßen lag das Dorf mit seinen bunten Wiesen und fruchtbaren Aekern. Ein kleiner Bach schlängelte sich mitten hindurch. Hier und dort sah und hörte man kleinere und größere Herden Kühe und Schafe. Und schaute man über das Dorf hinweg in die weite Ferne, so ragte eine Bergspitze hinter der andern hervor. In meiner Jugend hatte dies alles zwar nicht viel Reiz für mich. Mein Lieblingsort war ein in der Nähe liegendes Gebüsch. Den größten Teil meiner Freistunden brachte ich dort zu, schnitt Ruten, verfertigte Pfeifen und viele andere Dinge. Das Taschmesser war mein steter Begleiter. Doch kam es etliche Male vor, daß ich es im Gebüsch liegen ließ. Das war dann natürlich ein großes Herzeleid für mich.

Eines Tages kam ich ebenfalls ohne dasselbe zurück. Ich hatte lange darnach gesucht, aber vergeblich. Mehrere Tage war ich nun ohne Messer, was natürlich keine kleine Entbehrung für mich war. Da kaufte mein Vater mir ein neues, und übergab es mir mit den Worten: „Wenn Du dieses nochmals verlierst, so bekommst Du kein anderes.“ Ich nahm mir nun vor, sehr vorsichtig zu sein.

Am nächsten Samstag Nachmittag besuchte ich wieder das Gebüsch. Es war sehr schönes Wetter. Fast in jedem Strauche befand sich ein kleiner Sanger. Auch ich war ganz heiter und sprang nach Herzenslust umher. Eine ganz besondere Freude aber machte mir mein neues



Messer. Es war von gutem Schnitt, und es dauerte gar nicht lange, so hatte ich ein ganzes Bündel Ruten zusammengetragen. Ich beschloß endlich, nach Hause zurückzukehren. Am Ende des Busches angekommen, bemerkte ich noch eine schöne Weidenrute. „Die mußt Du auch noch haben,“ dachte ich, und schon war die Hand in der Tasche; aber wer beschreibt meinen Schrecken — das Messer war fort. Ich durchsuchte alle Taschen; aber umsonst. Es war mein letztes Messer; jetzt hatte das Rutenschneiden ein Ende. Und was sollte der Vater sagen? Ich lief an den Platz zurück, suchte unter allen Sträuchern; aber das Messer war und blieb fort. Was sollte ich jetzt anfangen? Ich war ganz traurig und

niedergeschlagen. Endlich dachte ich bei mir selbst: „Wenn ich auch nicht weiß, wo das Messer ist, so ist doch einer da, der es weiß — der Herr Jesus. Und Er kann auch machen, daß ich es wiederfinde; zu Ihm will ich mich wenden.“ Ich sah mich nach allen Seiten hin um, ob ich auch allein war. Dann warf ich mich hinter einem Baume nieder und betete: „O Herr Jesus, ich habe mein Messer verloren, und ich weiß nicht, wo es ist. Du aber weißt es. Ich bitte Dich, laß mich es wiederfinden. Du weißt ja, wie gern ich es habe und wie sehr mein Vater betrübt wird, wenn ich es nicht mitbringe. O erhöre doch diesmal mein Gebet!“

Da wurde es mir ganz leicht ums Herz. Ich stand auf und fing aufs neue an, zu suchen. Aber kaum hatte ich angefangen, da sah ich es auf einmal vor mir im tiefen Grase liegen. Wie groß war meine Freude! Der Herr hatte mein Gebet erhört. Augenblicklich fiel ich aufs neue auf meine Kniee und rief aus: „O Herr, wie gut bist Du! Ich danke Dir, daß Du mein Gebet erhört und mir das Messer wiedergegeben hast. Ich flehe auch zu Dir um ein neues Herz, und laß mich Dir ganz gehören!“

Mit großer Freude kehrte ich nach Hause zurück. Seit diesem Vorfall sind jetzt dreißig Jahre verflossen; aber ich habe ihn nicht vergessen. Zu jener Zeit war ich noch unbekehrt; aber ich erfuhr dennoch, daß der Herr Gebete erhört. Später habe ich dieses unzählige Male in großen und kleinen Dingen erfahren, besonders seitdem ich Sein Eigentum geworden bin. Deshalb bitte ich euch, meine lieben jungen Leser, wendet euch stets zu Ihm hin. Er ist voll Liebe und Gnade und völlig bereit, auf eure Gebete zu hören. Auch ist Ihm nichts

zu groß und nichts zu klein. Er ist immer bereit, zu trösten und zu helfen. Und wie groß Seine Liebe ist, das sehen wir am Kreuze, wo Er Sein kostbares Blut für uns vergossen hat. Er hat Sein Leben gelassen für Seine Feinde; und groß ist Seine Freude, wenn ein Sünder Ihm naht, um begnadigt und errettet zu werden. O möchten dies alle meine Leser zu Herzen nehmen!

---

## „Ich wollte, daß ich dem Samuel ähnlich wäre!“

So sprach seufzend der kleine Wilhelm, während er das Buch, in welchem er gelesen hatte, zurückschob. Der Knabe war so ins Lesen vertieft gewesen und hatte sich so ruhig verhalten, daß seine Mutter seine Gegenwart im Zimmer ganz vergessen hatte und erst durch die Worte: „Ich wollte, daß ich dem Samuel ähnlich wäre!“ wieder auf ihn aufmerksam gemacht wurde.

„Wer ist denn der Samuel?“ fragte sie ihren kleinen Sohn.

Ganz erfreut, ihre Frage beantworten zu können, erwiderte dieser: „Samuel war ein frommer Knabe, der Sohn der Hanna und des Elkana. Er diente vor dem Herrn und war mit einem leinenen Ephod umgürtet. Jedes Jahr machte ihm seine Mutter, die ihn schon sehr früh in den Tempel gebracht hatte, ein kleines Oberkleid und brachte dieses mit, wenn sie kam, um ihn zu besuchen.“ (1. Sam. 2, 18. 19.) Als Wilhelm das gesagt hatte, stand er auf und fuhr mit großem Ernst in seinen Mienen fort: „Ich möchte auch so gern dem Herrn geweiht werden, liebe Mutter.“

„Weshalb, mein Kind?“

„Weil ich dann auch in einem Tempel wohnen würde und dem Herrn vor dem Altar dienen könnte. Vielleicht würde der Herr dann auch mir, wie einst dem Samuel, aus dem Himmel zurufen: „Wilhelm, Wilhelm!“ und dann würde ich antworten: „Rede, Herr, denn Dein Knecht hört!““

„Aber was könnte der Herr Dir dann wohl zu sagen haben?“

„Gewiß vielerlei. Er würde mir vielleicht sagen, wie ich mich betragen müsse, um Ihn wohlgefällig zu sein; oder wie ich leben müsse, um nach dem Tode in den Himmel eingehen zu können. Samuel war immer sehr glücklich, Mutter; aber die Söhne Elis waren so gottlos, daß der Herr sie tötete. O, ich möchte viel lieber dem Herrn dienen!“

Seine Mutter legte ihre Arbeit beiseite, und während Freudenthränen ihre Augen füllten, richtete sie ihr Herz im Gebet zu Dem, der allein fähig war, diesen heiligen Wunsch in dem Herzen ihres Kindes zu wecken und zu erhalten. „Mein lieber Wilhelm,“ sagte sie nach einer kleinen Pause, „Du bist dem Herrn schon geweiht.“

„Wie?“ fragte der Kleine verwundert, „hast Du mich denn in den Tempel gebracht, als ich noch ein ganz kleiner Knabe war?“

„Das Glück des Samuel, mein Kind, rührte nicht daher, daß seine Eltern ihn in den Tempel brachten, sondern hatte seine Ursache darin, daß sie ihn früh mit dem heiligen und barmherzigen Gott bekannt machten, dessen Freude es ist, gottlose Sünder zu erlösen, und daß Samuel dieses glaubte und erkannte; ja, mit einem Wort, Gott hatte die Bitte der Eltern, ihr Kind doch früh zu

sich zu ziehen und sich ihm zu offenbaren, erhört. Die Wohnung des Herrn zu Silo oder der Tempel von Stein in Jerusalem sind schon lange zerstört, weil diejenigen, welche dort anbeteten, von Jehova abgefallen sind. Jetzt ist der Tempel Gottes so groß wie die ganze Erde, d. h. Gott hat alle die Seinigen, alle wahren Gläubigen, welche über die ganze Erde hin wohnen, zu einem heiligen Tempel vereinigt; und es kommt jetzt nur darauf an, ob man zu diesem Tempel gehört oder nicht.“

„Muß ich denn auch in diesen Tempel gebracht werden?“

„In diesen Tempel, mein Kind, können wir Dich nicht hineinbringen, wie dieses bei einem Tempel von Holz oder Stein möglich ist. Du mußt selbst durch Gottes Gnade hineingehen. Deshalb haben wir schon bei Deiner Geburt zu dem Herrn gefleht, daß Er Dich durch Seinen Heiligen Geist in den Tempel Jesu Christi führen möchte, und noch täglich beten wir darum. Auf diese Weise bringen wir Dich stets dem Herrn dar. Auch unterweisen wir Dich im Worte des Herrn, und machen Dich aufmerksam, daß Dein Herz böse ist, daß aber der Vater im Himmel sich um Christi willen, der Sein Blut zur Veröhnung unsrer Sünden vergossen hat, über Dich erbarmen will. Sobald Du mit Deinen Sünden zu Ihm kommst und an Ihn glaubst, gehörst Du ebenso wie Samuel dem Herrn an, und kannst Ihm Tag und Nacht in Seinem heiligen Tempel dienen. Denkst Du das nicht auch, Wilhelm?“

„Ja, ich glaube wohl, aber“ . . . . Der Knabe schien nicht ganz befriedigt zu sein.

„Du würdest vielleicht auch gern ein kleines Oberkleid haben wollen, nicht wahr?“

„Ja, das auch wohl; aber weißt Du, Mutter, ich möchte gern ganz und gar so fein wie Samuel.“

„Samuels Kleidung war gerade so wie die der anderen Diener des Tempels. Auch die Söhne Elis hatten ein solches Kleid.“

„Ganz recht, Mutter; aber kannst Du mir sagen, wovon diese Kleider gemacht waren?“

„Von feiner, weißer Leinwand; und dieses stellt uns, wie im Neuen Testamente gesagt wird, vorbildlich die Gerechtigkeiten der Heiligen vor Augen; und auch Du kannst damit bekleidet werden, ohne gerade ein Ephod oder ein kleines Oberkleid zu tragen.“

„Aber, bitte, sage mir, wie ich damit bekleidet werden kann.“

„Wenn Du, mein lieber Wilhelm, den Herrn Jesum anziehst, wie Paulus uns in Röm. 13, 14 lehrt; und dieses geschieht durch den Glauben an Ihn. Denn wer an Ihn glaubt, der ist durch Sein Blut von aller Sünde gereinigt. Er ist um des Opfers Christi willen auch gerecht und angenehm vor Gott, und der Geist Gottes macht Wohnung in Ihm. Er ist gereinigt und geheiligt und fähig gemacht, Gott wohlgefällig zu leben; er ist geschmückt und bekleidet, um stets vor Gott stehen und Ihm dienen zu können; glücklich ein jeder, der seine Kleider gewaschen und weiß gemacht hat in dem Blute des Lammes Gottes!“ (Bergl. Dffb. 7, 14.)

„Ich glaube, liebe Mutter, daß ich Dich jetzt verstanden habe, und ich will den Herrn bitten, daß Er mir dieses schöne Kleid anziehen möge. Soeben hast Du mir aber gesagt, daß Du mich dem Herrn dargebracht habest und es jeden Tag thuest; wie kommt es nun, daß Er nie aus dem Himmel zu mir geredet hat?“



„Das hat Er sicher schon gethan, mein lieber Junge! Er ruft Dir aus dem Himmel, in welchem Er wohnt und den wir mit unsern Augen nicht sehen können, immer zu; und wie gut wäre es, wenn Dein Herz Ihn jedesmal antwortete: „Rede, Herr, denn Dein Knecht hört.“

„Ich versichere Dir, Mutter, daß ich Ihn noch nie gehört habe.“

„Und ich glaube im Gegentheil ganz bestimmt, daß Du Ihn hörst, und daß der von Dir soeben ausgesprochene Wunsch, Seinen Willen besser kennen zu lernen und Ihn zu folgen, ein klarer Beweis davon ist, daß Er mit Dir geredet hat.“

„Ich verstehe Dich nicht, Mutter; willst Du mir das nicht etwas deutlicher erklären? Ich werde aufmerksam zuhören.“

Die Thränen traten der Mutter bei diesen Worten auf's neue in die Augen, und während sie den Herrn um Weisheit anflehte, küßte sie ihren kleinen Wilhelm zärtlich. O, wie glücklich ist eine Mutter, die ein Werkzeug des Heiligen Geistes sein kann, um das junge Herz ihres Kindes zu dem Erlöser zu führen! Und wie glücklich das Kind, welches eine solche Mutter besitzt! Aber wie unglücklich sind andererseits solche Mütter, die zwar ihre Kinder mit Nahrung und Kleidung versorgen, aber sich gar nicht um ihre Seelen bekümmern und sie in Unwissenheit und geistlicher Armut verkommen lassen! Und wie bedauernswert sind Kinder, welche aufwachsen, ohne zu Jesu, dem Freunde der Kinder und Heiland der Verlorenen, hingeführt zu werden!

„Lieber Wilhelm,“ sagte die Mutter, „Du willst wissen, auf welche Weise Gott aus dem Himmel zu Dir redet; wohlán, ich will versuchen, es Dir zu erklären.“

Er spricht auf dreierlei Weise zu uns: Zunächst durch Seine Vorsehung, dann durch Sein Wort und endlich durch das Gewissen und Seinen Geist. Seine Vorsehung zeigt sich in der Schöpfung. Dort entfaltet Er uns Seine Macht; dort hören wir Ihn zu uns reden. Er lehrt das Vöglein, sich ein weiches und warmes Nest zu bauen und seine Jungen auszubrüten und zu versorgen. Er giebt den jungen Vögeln Federn und Flügel, damit sie fliegen können; Er versorgt sie mit Speise und verschafft ihnen Schutz unter den Zweigen der Bäume. Auch diese Bäume läßt Gott wachsen; sie schlagen Wurzel, dehnen sich immer mehr aus und tragen zuletzt allerlei Frucht, lieblich von Geschmack und schön von Ansehen. Tag und Nacht, Sommer und Winter, Sonne, Mond und Sterne, große und kleine Tiere — alles, alles, was Du siehst, redet zu Dir von der weisen und mächtigen Hand Dessen, der es geschaffen hat. Ja, noch viel deutlicher zeigt es Dir Dein eigener Körper. Wie wunderbar ist derselbe zusammengesetzt! Und dann unser Verstand, der nachsinnt und überlegt; unsere Zunge, die unsere Gedanken ausspricht; unsere Augen und Ohren, welche die äußeren Eindrücke aufnehmen und dem Verstande gleichsam zuführen! Verkündigt Dir nicht das alles, daß es ein allmächtiger Gott sein muß, der solch wunderbare Dinge geschaffen hat?“

„O ja, Mutter, das ist gut zu verstehen; aber nun erkläre mir auch die zweite und dritte Art, auf welche Gott zu uns redet.“

„Sehr gern, mein Junge! In der ganzen Heiligen Schrift wird von Gott zu Dir geredet. In ihr finden wir die köstliche Botschaft, welche Gott den heiligen Propheten und Schreibern eingegeben hat, um sie allen Menschen und also auch Dir zu verkündigen. Dort wird uns

erzählt, wie alles im Anfang ohne Sünde war, wie aber der Teufel den Menschen verführte und durch die Sünde Fluch und Tod über die ganze Erde brachte. Aber dann jagt uns die Bibel auch, wie Jesus, der eingeborne Sohn Gottes, für arme, verlorne Sünder starb, um sie mit Gott zu versöhnen und sie für ewig zu erretten. Ja, Gott jagt Dir in Seinem Worte alles, was Du zu wissen nötig hast, gerade so wie Er einst dem Samuel durch Seine Stimme Seine Befehle erteilte.“

„O ja, Mutter, ich sehe es ein! Wie dumm war es von mir, daß ich nicht früher daran gedacht habe!“

„Die dritte Art nun,“ fuhr die Mutter fort, „wie Gott zu uns redet, ist durch Seinen Heiligen Geist und durch das Gewissen. Du wirst vielleicht oft ein Gefühl in Dir haben, als ob jemand zu Dir sagte: „Wilhelm, thue dies oder jenes nicht, es ist Sünde, es ist Gott nicht wohlgefällig;“ oder: „Wilhelm, Du bist ein Sünder, und hast einen Heiland nötig zu Deiner Errettung.“ Hast Du nicht schon oft ein solches Gefühl gehabt?“

„O ja, ich habe oft so etwas gefühlt. Aber ist das die Stimme Gottes?“

„Ohne Zweifel, mein Kind! Von wem sollte diese Stimme sonst kommen? Unser böses Herz und der Teufel sind beide Feinde von allem Guten und werden uns gewiß nicht zu überreden suchen, das Gute zu thun und an Christum zu glauben. Nein! sie sind im Gegenteil zu jeder Zeit darauf aus, uns zur Sünde zu verführen. Es kann also nur Gott sein, der auf solche Weise zu uns redet. Er ruft in Seiner großen Gnade uns armen, sündigen Menschen zu: „Rehret um von euern bösen Wegen!“ Wenn wir nun dieser Stimme folgen, so wird die ewige Herrlichkeit unser Teil sein. Aber ach!

die meisten Menschen gehorchen lieber dem Teufel und ihrem sündigen Herzen; sie widerstehen dem Heiligen Geiste, und statt wie Samuel zu antworten: „Rede, Herr, denn Dein Knecht hört,“ beweisen sie durch ihr Betragen nur zu deutlich, daß sie an der Erkenntnis der Wege Gottes keine Lust haben.“

Wilhelm erwiderte nichts mehr; er verbarg sein Gesicht in den Schoß der Mutter und schien tiefbewegt zu sein, bis diese die Frage an ihn richtete:

„Fühlst Du, mein Junge, daß ich die Wahrheit gesprochen habe?“

„Ja, liebe Mutter, Du hast völlig recht; ich bin ganz überzeugt, daß es wahr ist. Gestern noch habe ich es erfahren. Ich war nämlich sehr spät aufgestanden und vergaß in meiner Eile mein Morgengebet. Wohl mahnte mich jene Stimme, von der Du soeben sprachst, als ich hinuntergehen wollte, doch erst zu beten; aber ich gehorchte dieser Mahnung nicht. Auch nach dem Frühstück war es mir, als ob jene Stimme mich immer wieder aufforderte, doch hinzugehen und mein Gebet zu verrichten; aber bald hielt mich dieses, bald jenes davon zurück, bis ich es endlich ganz vergaß. Aber ach! den ganzen Tag war ich unruhig; und als ich am Abend zu Bette ging, da schämte ich mich, Gott um Verzeihung zu bitten, und wagte kaum zu Ihm zu beten. Und das ist auch die Ursache, liebe Mutter, weshalb ich gern dem Samuel ähnlich zu sein wünschte; denn wenn man, dachte ich, dem Herrn geweiht ist, in Seinem Tempel wohnt und Ihn reden hört, so wird man auch wissen, wie man es anfangen muß, um immer das Gute zu thun und glücklich zu sein.“

„Das kannst Du aber aus dem Munde unsers

teuren Heilandes selbst vernehmen, mein lieber Junge," entgegnete die Mutter. „Er sagt: „Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen.“ (Matth. 11, 29.) In dem Leben und in der Lehre unsers geliebten Herrn und Seiner Apostel wirst Du in der Heiligen Schrift eine vollkommene Offenbarung des göttlichen Willens finden; dort kannst Du lesen, was Gott von Dir verlangt und was vor Ihm wohlgefällig ist; ja, dort wirst Du auch die Quelle aller Kraft und Weisheit finden, um Seinen Willen ausführen zu können. Wenn Du also fleißig und unter Gebet in der Bibel lesen wirst, so wird der Heilige Geist Dich lehren und Dir das rechte Verständnis geben. Wer aber nicht auf die Worte Gottes hören und Ihm nicht gehorchen will, der vernachlässigt sein ewiges Heil; und Gott selbst bezeugt einem solchen, daß er nicht in Seine Ruhe eingehen werde, sondern ewig fern von Ihm in einem See, der mit Feuer und Schwefel brennt, zu bringen müsse mit dem Teufel und seinen Engeln. Ein schrecklicher Gedanke, nicht wahr, lieber Wilhelm? Dank, ewig Dank sei daher dem gnadenreichen Gott, der Jesus für uns dahingegeben hat, und der jetzt auf alle Weise bemüht ist, uns zu sich zu ziehen! Möchte Er uns lehren, nur den Weg zu gehen, welchen Sein Wort uns vorschreibt und der allein zum Himmel führt!“

---

## Gott in allen Dingen.

Herr G., ein Prediger des Evangeliums in Schottland, ritt eines Abends sehr spät nach Hause zurück. Die Nacht war außerordentlich finster; Herr G. verlor auf der ein-

samen Heide den Weg und ließ endlich sein Pferd gehen, wohin es wollte, indem er sich der Bewahrung und Leitung Gottes anbefahl. Nach einem langen Ritt stand das Pferd vor einem kleinen Hause still. Herr G. stieg ab, klopfte und erhielt auch sogleich Einlaß. Die Frau des Hauses lag krank darnieder, und ein katholischer Priester war gerade beschäftigt, ihr die letzte Delung zu geben. Herr G. bat, sich ein wenig ausruhen zu dürfen, und setzte sich still auf die Ofenbank. Nachdem der Priester das Haus wieder verlassen hatte, wandte er sich mit der Frage an die Sterbende, ob sie jetzt ruhig vor den heiligen Gott hintreten könne. Sie antwortete mit einem tiefen Seufzer: „Nein“. Herr G. erzählte ihr hierauf von dem Opfertode Christi und von dem kostbaren Werte Seines Blutes in den Augen Gottes. Die arme Frau, mühselig und beladen wie sie war, horchte hoch auf. So etwas hatte sie nie gehört. Der Herr gab ihr Gnade, die Botschaft von Seiner Liebe mit gläubigem Herzen aufzunehmen; und ehe die Sonne aufging, starb sie triumphierend in Christo Jesu, ihrem Heilande. Herr G. aber ritt mit dankerfülltem Herzen heim.

